

Ungekürzte Ausgabe  
November 2007  
Erstauflage November 2007  
Panhilla Records, Weikersburg  
2007 by Dennis Kessler  
Umschlagdesign by Dennis Kessler  
<http://www.panhilla.de>  
[info@panhilla.de](mailto:info@panhilla.de)

*Mein besonderer Dank gilt  
Tina Wagner, Abra, Whitney ,  
Leo und Gisela Kessler und  
Sabine Groll*

**Das rote Akkordeon**  
**von Dennis T. Kessler**

## Kapitel 1 - Engel und Teufel

Und es war, dass sich Engel und Teufel versammelten, um einen göttlichen Gegenstand zu kreieren, der dem Auserwählten einen Aufstieg ermöglicht, der die herkömmliche menschliche Evolution übersteigt. Aus den Knochen von tausend Heiligen und den Schädeln von tausend Sündern, aus der unzerstörbaren Haut von Drachen und den Flügeln der Engel, erschufen sie ein Instrument, göttlicher als sie selbst waren. Zum einen taten sie dies aus reiner Freude am Erschaffen, zum anderen, um den Lauf der Geschichte zu verändern. Sie wählten die Eigenschaften des Gegenstandes sehr sorgfältig aus und überließen nichts dem Zufall. Auch die Art des physischen Sakraments wurde so gewählt, dass es nur für einen

einzigsten Menschen von Nutzen war. Und als sie nach sieben Tagen und sieben Nächten ihr Werk vollbracht hatten, waren sie voller Götterstolz. Sie feierten weitere sieben Tage und sieben Nächte und huldigten damit ihrer Schöpfung. Und am achten Tag, als der Mond die Sonne ablöste, brachten sie den Gegenstand ins Spiel und waren erfüllt von Vorfreude, denn niemand wusste zu diesem Zeitpunkt, wohin das Spiel führen würde. Als das Instrument die Erde zum ersten Mal berührte, erschütterte die Welt ein Donnern und ein Blitzen. Winde von ungeahnter Kraft kamen auf und rissen Bäume aus dem Boden. Der Himmel verfärbte sich für wenige Momente blutrot und es war so, als ob der Untergang über die Menschheit gekommen wäre. Dann war alles totenstill. Die Vögel sangen nicht mehr und aus keinem Mund drang ein Wort.

Angst, geboren aus der Ehrfurcht, erfüllte die Herzen der Menschen und sie sahen zum Himmel auf und blickten wie gebannt in das Rot, bis es verschwand.

Die Menschen wussten nicht, bei welchem wichtigem Schauspiel sie Zeuge waren und verdrängten das Gesehene sofort, gingen wieder ihren Beschäftigungen nach und vergaßen nach einiger Zeit den blutroten Himmel, so wie die Menschen vieles vergessen, was nicht zu ihrer Realität gehört.

Doch das Instrument war geboren und wartete fortan auf den Auserwählten, denn nur er würde sein wahres Wesen erkennen.

Die Engel und die Teufel hatten alles vorbereitet, so wie sie es immer tun, wenn wichtige Dinge geschehen sollten und sie taten es so, wie Götter es nun einmal belieben. Sie hatten die Schauspieler und

die Masken gewählt, die dem Auserwählten keine andere Möglichkeit ließen, als sich zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu befinden. Und so kam es, dass an einem Tag im frühen Sommer ein Kind geboren wurde, welches die Saat der Heerscharen in sich trug und der Samen in seinem Herzen unaufhörlich wachsen würde, bis die Sehnsucht das Kind dahin trieb, seinem Schicksal zu folgen.

## Kapitel 2 - Der Junge

„Herrgott im Himmel. Dieser Junge treibt mich noch in den Wahnsinn!“, schimpfte die Mutter vor sich hin, als sie gerade mit einem Korb Wäsche aus dem Keller kam.

„Er schreit und schreit. Mal hat er Hunger, mal Krämpfe, mal dies und mal das. Wo nimmt dieser kleine Kerl nur seine Energie her. Es kommt mir so vor, als ob er niemals schlafen würde?“, richtete sie die Frage an ihren Mann, der auf der Küchenbank saß und Nüsse knackte.

„Er ist eben ein Kind, Marga. Er ist eben ein Kind“, brummte er vor sich hin, als ob die Nüsse ihn davon abhalten würden, lauter zu sprechen.

„Das sagst du so vor dich hin, Mann. Du bist ja auch den ganzen Tag außer Haus und ich bin hier



alleine mit den Kindern. Du weißt, ich scheue keine Arbeit und habe schon fünf Kindern beim Wachsen geholfen, aber so einer ist mir noch nicht untergekommen. Noch nicht einmal nach dem Essen gibt er Ruhe. Als ob der Teufel in ihm wäre, Robert, als ob der Teufel in ihm wäre“, betonte sie den letzten Satz, in der Hoffnung, ihr Mann würde ihr vielleicht jetzt richtig antworten.

„Jetzt schweig. Du wirst unserem Kind doch nicht den Teufel anhängen. So etwas sagt man nicht, Marga. Ich werde einmal zu ihm gehen und mir den Knaben ansehen. Wenn ich in ihm einen Teufel erkenne, werde ich ihn schon austreiben. In meinen Kindern wird kein Dämon leben“, sagte er humorvoll und konnte sich sein Grinsen nicht verkneifen.

„Du wirst schon sehen. Der hört nicht auf zu

schreien. Egal was du mit ihm anstellst.“

„Das werden wir ja sehen, Frau. Koch du uns etwas Schönes. Es ist Sonntag, es soll ein gutes Essen sein.“

Robert ging durch den ungeheizten Hausflur langsam in Richtung Treppe und warf einen kurzen Blick in den Spiegel, der über der Kommode hing. Er sah schlecht aus. Auch an ihm nagte nicht nur die Zeit. Robert konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte mal gut durchgeschlafen hatte. Der Kleine schrie wirklich ununterbrochen oder gab andere Laute von sich. Robert erinnerte sich, dass der Junge an dem Tag geboren wurde, an dem ein schreckliches Erdbeben die Gegend heimgesucht hatte. Es hatte gedonnert und geblitzt, als ob die Welt untergehen würde. Ganz zu schweigen von dem blutroten Himmel. Es hatte ihm Angst

gemacht. Robert schob die Unruhe seines Sohnes, auf die Ereignisse bei seiner Geburt. Ihm war klar, dass so etwas in einem kleinen Kind einen Schock auslösen konnte und vielleicht könnte man den Jungen wieder beruhigen, wenn man ihm die Angst nahm. Er löste seinen Blick von dem Spiegel und ging die Treppe hinauf in den nächsten Stock. Die Wiege stand im elterlichen Schlafzimmer. Normalerweise war das Kind tagsüber bei seiner Mutter, aber heute hatte sie es hier oben gelassen. Sie konnte das ständige Schreien und Brabbeln nur noch aus der Ferne ertragen.

„Nur heute, Mann“, hatte sie gesagt. „Bis ich mich wieder erholt habe.“

Robert betrat das Schlafzimmer, stellte sich vor die Wiege und betrachtete den Jungen, der aus vollem Herzen schrie, als ob ihm jemand böses antun

würde. Kleine Tränen rannen von seinen roten Wangen hinunter und der Vater spürte den Schmerz seines Sohnes. Sein Brustkorb zog sich zusammen und Verzweiflung machte sich in ihm breit.

„Was soll ich nur mit dir tun? Was soll ich nur mit dir tun?“, sprach der Vater leise vor sich hin und streckte die Arme aus, um das Kind auf den Arm zu nehmen.

Er nahm den Jungen sanft in den Arm und wiegte ihn. Aus dem Schreien wurde ein Schluchzen und der Rotz lief ihm aus der Nase, doch so sehr der Vater ihn auch wiegte, er wollte nicht mit dem Weinen aufhören. Sie hatten den Arzt schon mehrmals gerufen, er solle nach dem Kind sehen, doch dieser konnte nichts auffälliges feststellen.

„Er ist eben ein unruhiges Kind. Stillen sie es und machen ihm warme Wadenwickel“, hatte er gesagt

und die Familie wieder allein gelassen mit ihrem Quälgeist.

Robert wusste sich keinen Rat mehr. Er liebte jedes seiner sechs Kinder von ganzem Herzen und er war ein guter Vater. Ein viel besserer Vater, als sein eigener jemals gewesen war. Weder hatte er die Kinder bis jetzt schlagen müssen, noch musste er sich oft im Ton vergreifen. Er war stets bemüht darum, ihnen möglichst viel Liebe zukommen zu lassen, was nicht in allen Familien so üblich war. Doch seine Kinder waren glücklich und dankten ihm seine gutmütige Art.

„Nur du dankst es mir nicht, du Wurm“, flüsterte er dem Kleinen ins Gesicht, woraufhin er wieder lauthals zu schreien begann.

Aus der Verzweiflung geboren oder als ob eine göttliche Eingebung den Vater heimgesucht hätte,

begann Robert ein leises Liedchen zu summen. Er hatte keine gute Stimme und die Töne traf er fast nie. Auch konnte man keine richtige Melodie erkennen, aber der Junge hörte auf der Stelle mit dem Weinen auf und seine Augen wurden groß. Er reckte seinen kleinen Hals, als ob er nicht genug hören würde. Robert summte lauter und der Gesichtsausdruck des Kindes veränderte sich schlagartig. Aus dem schmerzverzerrten Gesicht, wurde ein ausgeglichenes, sanftes Babygesicht. Der Kleine gluckste zufrieden in seinen Armen und Robert konnte sein Glück kaum fassen. Das gerade er jemanden mit seinem Gesang beglücken konnte, erfüllte ihn mit einem eigenartigen Stolz. Er summte noch eine Zeit lang weiter, bis er seine Stimme abrupt verstummen ließ, um zu sehen was der Kleine nun machen würde. Augenblicklich verzerrte

sich wieder sein Gesicht und er begann, so jämmerlich zu schreien wie noch nie zuvor. Der Vater konnte seinen Augen nicht trauen und begann wieder zu summen. Der Junge verstummte wie zuvor und lauschte aufmerksam den Tönen.

Am liebsten wäre Robert nach unten gerannt und hätte es seiner Frau erzählt, doch er bewahrte Contenance und summte weiter, um das Glück des Kindes nicht zu zerstören. Sie waren keine musikalische Familie. Weder hatten sie Geld für den Unterricht, noch hätten sie sich ein Klavier oder eine Geige leisten können. Die Kinder sangen in der Schule, aber hier zuhause gab es keine Musik. Das der Kleine so auf seine Melodien reagierte, war für Robert ein kleines Wunder und sein Herz schlug ihm heftig, so dass ihm ein wenig schwindlig wurde. Das Haus war von einer unendlichen Ruhe erfüllt,

wie schon lange nicht mehr.

„Was hast du mit meinem Kind gemacht!“, schrie Marga ihn entsetzt an, als sie das Schlafzimmer betrat.

„Pssst. Sei still, Frau“, sagte er kurz und summt weiter falsche Melodien.

Die Frau trat neben ihn und blickte ihrem Baby in die Augen.

„Er ist still. Wie hast du das gemacht?“

Anstelle einer Antwort, summt der Robert einfach lauter, damit Marga es ohne Worte verstehen würde.

„Du brummst wie ein Bär und der Kleine ist still? Wie kann das sein? Du hast ihm Schnaps zu trinken gegeben. Gib es zu.“

„Nein habe ich nicht. Ich habe einfach begonnen zu summen. Ich weiß auch nicht warum, aber es war



irgendwie sonderbar. So als ob es eine göttliche Eingebung gewesen wäre“, antwortete Robert und der Kleine begann sofort wieder unruhig zu zappeln und zu schreien.

„Brumm weiter, Robert. Es scheint ja zu wirken“, stieß Marga ihm in die Seite und Robert setzte seinen Gesang fort. Der Kleine schmiegte sich in seine Arme und entspannte sich.

„Ein Wunder! Ein Wunder! Ich danke Gott im Himmel“, riss Marga die Arme hoch und Tränen des Glücks und der Erleichterung rannen ihr über die Wangen.

### Kapitel 3 - Das summende Haus

Der Junge wurde auf den Namen Johannes getauft. Zwar schrie er während der Zeremonie wie am Spieß und unterbrach dies nur, wenn die Gemeinde oder der Pastor sang, aber alles in allem war es ein wunderschöner Tag. Die Sonne schien kräftig und keine Wolke stand am Himmel. Alle Menschen waren guter Dinge und die Tauffeier im Elternhaus, war bei Muckefuck und Kuchen gemütlich und die Stimmung war ausgelassen. Verwandte und Familienangehörige hatten sich dran gewöhnt, dass mindestens eine Person im Haus in der Nähe der Wiege stand oder das Kind auf dem Arm trug und sang oder brummte so gut er konnte. Dann war Johannes ausgeglichen und schrie nicht das ganze Haus zusammen. Für die Nacht hatte der Vater

einen besonderen Einfall. Damit Johannes einschließ und keiner singen musste, kaufte er für teures Geld eine Spieluhr, aber die nächtliche Ruhe war ihm das viele Geld wert. Wenn man die Uhr aufzog, lief sie zwanzig Minuten. In dieser Zeit war der kleine Johannes eingeschlafen und wenn er mitten in der Nacht schreiend und zappelnd erwachte, gab die Mutter ihm die Brust und zog die Uhr wieder auf. So kam die Familie wieder zu einem gesunden Schlaf. Man unterhielt sich mit dem Doktor über dieses seltsame Geschick, doch er gab nur eine unbefriedigende Antwort und man sah ihm seine Unsicherheit an, als er sagte:

„Es wird wohl etwas mit dem Gehirn nicht in Ordnung sein.“

Ansonsten wuchs Johannes ganz normal heran und hatte keine Anzeichen einer Behinderung, weder

geistiger noch körperlicher Art. Er begann zu krabbeln und versuchte sich an den Gegenständen hochzuziehen, prüfte alles was er finden konnte auf seinen Geschmack und verhielt sich wie ein normales Kind, das gerade seine ersten Zähne bekam. Wenn aber die Musik ausblieb und niemand ihm vorsang, wurde er augenblicklich unruhig und begann so laut zu schreien, dass es schnell unerträglich wurde, denn seine Stimme nahm mit zunehmendem Alter auch an Lautstärke zu.

Das Leben im Haus drehte sich also darum, wer den Herrn Johannes zu welcher Zeit besommen durfte und nicht immer zur Zufriedenheit der Geschwister. Maria, die älteste Schwester, gerade dreizehn geworden, kümmerte sich gerne um den kleinen Matz und nutze die Zeit, ihre schöne helle Sopranstimme zu schulen. Sie sang ihm gerne die

Lieder vor, die sie in der Schule gelernt hatten. „Noch ein Jahr würde sie in die Schule gehen und dann müsse sie arbeiten“, hatte die Mutter zu ihr gesagt.

„Mit etwas Glück, kannst du vielleicht noch die neunte Klasse besuchen. Bete dafür, dass dein Vater eine bessere Arbeit bekommt.“

Und sie betete und sang. Sie ging gerne zur Schule und sie lernte fleißig, war eine der Besten in der Klasse und wurde von Jungs und Mädchen gleichsam umgarnt. Fast jeder hatte das Mädchen mit den langen schwarzen Haaren gern. Sie war auch schon einmal verliebt gewesen, aber es blieb bei einem einzigen Kuss. Jungs fand sie noch etwas dämlich und aufdringlich. Die Geschichten ihres jungen Lebens erzählte sie Johannes in ihren Gesängen. Meist waren es bekannte Melodien, mit

ihrem eigenen Text. Das gefiel ihr sehr und sie genoss die Zeit mit ihrem Bruder und war niemals böse darüber, zum Singen eingeteilt zu sein.

Irena war da schon anders. Sie war zehn Jahre alt und hasste es, wenn sie neben ihrem kleinen Bruder sitzen musste. Dementsprechend war auch ihr Gesang und man merkte an der kleinen Unruhe, die Johannes in sich trug, dass er ihre Abneigung erwiderte. Dennoch verhielt er sich ruhig, hatte nur auffällig heftige Blähungen an den Tagen, an denen Irena eingeteilt war. Ihr scheußlicher Gesang, schlug dem Kleinen auf den Magen. Irena sang nicht nur grausam falsch, sondern blickte Johannes mit einer Verachtung an, die man im Raum spüren konnte. Mehrmals drehte sie Johannes den Arm um, damit sie prüfen konnte, wann er zu schreien begann. „Vielleicht würde sie dann jemand ablösen“, dachte

sie. Doch Johannes schrie nicht, solange sie sang und wenn sie aufhören würde zu singen, hätten die anderen dies bemerkt und sie hätte Ärger bekommen. So hatte Irena irgendwann den Arm so überdreht, dass er einfach aus dem Gelenk sprang. Die anderen Familienmitglieder wunderten sich, warum an den darauf folgenden Tagen, die Bewegungen von Johannes so schlaksig waren und kamen erst dahinter, als Bernd, sein ältester Bruder, ihm ein Spielzeugpferd in die Hand drücken wollte, Johannes aber nicht danach greifen konnte.

„Der Arm ist ausgekugelt“, sagte der Arzt, der Johannes mittlerweile singend behandelte.

Irena schämte sich so sehr dafür, dass sie von dort an, schöner für ihren kleinen Bruder sang und ihn mit mehr Liebe würdigte.

Bernd fand es weder gut noch schlecht zu singen.

Während er summt, machte er auf dem Boden seine Hausaufgaben, oder träumte vor sich hin. Manchmal spielte er auch gleichzeitig mit Johannes. Entweder mit einem Kreisel, das mochte Johannes außer dem Singen auch sehr oder er kitzelte ihn, so dass sein kleiner Bruder lachte.

Joseph und Michael kamen zusammen auf die Welt. Mit Zwillingen hatte man nicht gerechnet, sich nur immer darüber gewundert, warum die Mutter immer dicker wurde und am Ende der Schwangerschaft aussah wie ein Flußpferd. Robert zog seine Frau immer damit auf und nannte sie:

„Mein kleiner Elefant.“, worauf die Mutter ihm missbilligende Blicke zuwarf.

Die Zwillinge spielten sehr gerne mit ihrem Bruder und konnte sich mit dem Gesang abwechseln. Manchmal sangen sie sogar zusammen und



Johannes Herz schlug so heftig vor Freude, dass sein kleines Brüstchen sich auf und ab bewegte. Einmal sogar so stark, dass er in eine Ohnmacht fiel, und die Zwillinge die Mutter riefen. Er erwachte aber ohne jegliche Schädigung, nur sollten die Zwillinge nun aufpassen, dass sie nicht so oft und so schön zusammen sangen. An den anderen Tagen wechselten sich Mutter und Vater ab. Vater war an den Sonntagen eingeteilt und Mutter übernahm die Schichten, an denen sonst niemand zuhause war. Die Nachbarschaft hatte bald auch einen Kosenamen für das Haus, so wie das nun einmal in einer kleinen Gemeinde ist.

„Das summende Haus“, nannten sie es fröhlich und tatsächlich ging von diesem Haus etwas besonderes aus, doch niemand konnte genau erkennen, was daran so Besonders war.

## Kapitel 4 - Musik

Just als Johannes die ersten zwei Lebensjahre hinter sich gebracht hatte, bekam der Vater, wie durch ein Wunder, ein neues Stellenangebot.

„Das ist wie ein Wunder“, sagte er zu seiner Frau.

Und seine Frau Marga antwortete:

„Endlich können wir uns Butter leisten.“

Der Vater war Maurer, aber auch sonst handwerklich begabt. Das hatte er wiederum von seinem Vater, der ihn schon früh in die Kunst des Handwerks eingeführt hatte. Schreinern, mauern, oder Fassadenarbeiten bereiteten ihm keine Schwierigkeiten.

„Gut, dass du ein Handwerker bist“, sagte Marga oft. „Deshalb sieht unser Haus so schön aus.“

In der Stadt hatte der Vater, als er dort zu tun hatte,

eine Stellenausschreibung gesehen. Er wusste gar nicht mehr genau, warum er sich so für sie interessiert hatte. Es war einfach nur ein weißer Zettel, mit schwarzen Buchstaben, aber er konnte sich daran erinnern, dass dieser Zettel irgendwie zu leuchten schien. Das er ihn, Robert, anleuchtete. Er hatte natürlich niemandem davon erzählt, denn sie hätten ihn für verrückt gehalten.

Den Wortlaut der Stellenausschreibung trug er die ganze Zeit in seinem Kopf, als ob er sie auswendig gelernt hätte und er die Worte nicht vergessen dürfte.

„Hausmeister mit guten handwerklichen Fähigkeiten gesucht. Bewerbungen bitte schriftlich, mit Lebenslauf an das Gut Besserlich zu richten.“

Das Gut Besserlich gehörte einer alten, adligen Familie, die den Gerüchten nach, sehr wohlhabend

sein sollte. Es lag etwas außerhalb der Stadt, aber zu Fuß war es dennoch in einer halben Stunden zu erreichen. Wie von Geistern getrieben, fertigte der Vater eine Bewerbung mit Lebenslauf auf gutem Papier an und brachte sie eigenhändig zum Gut Besserlich. Wie der Zufall es so wollte, kam Robert, gerade als er den Brief neben einem großen eisernen Tor in den Briefschlitz werfen wollte, eine aufgeregte Küchenmagd schreiend entgegen.

„Hilfe. Bitte helfen sie mir. Die ganze Küche brennt. Bitte komme sie. Ich bin ganz allein. Die Herrschaften sind aus.“

Sie packte Robert am Arm und zog ihn zum Anwesen. Die Rauchschwaden stiegen schon schwarz aus einem der unteren Fenster und Robert wusste sofort was zu tun war. Er erkundigte sich kurz wo der Brunnen lag und gab der dicken Magd,

die am ganzen Körper vor Aufregung schwitzte, die Anweisung mehrere Eimer zu besorgen, was sie auch prompt erledigte. Als sie diese zum Brunnen gebracht hatte, befahl Robert ihr, die Eimer zu füllen.

„Ich gehe dann immer rein und lösche das Feuer. Hoffentlich ist es nicht schon zu weit fortgeschritten.“

Er band sich ein nasses Sacktuch um die Nase und machte sich an die Arbeit. Nach einer halben Stunde war das Feuer gelöscht und die Magd fiel ihm vor lauter Freude in die Arme. Robert wurde rot und schämte sich ein wenig, denn er hatte schon lange keine fremde Frau mehr im Arm gehalten.

„Wie kann ich ihnen danken“, fragte die dicke Magd.

„Nichts zu danken“, sagte Robert. „Aber vielleicht

könnten sie ja ein gutes Wort für mich einlegen. Ich bin wegen der Stellenausschreibung hier und habe meine Bewerbung in den Briefschlitz am Tor geworfen. Vielleicht könnten sie den Herrschaften von meiner Hilfe erzählen? Das wäre sehr nett.“

„Die Arbeit ist ihnen so gut wie sicher“, antwortete die Magd und bedankte sich noch einmal, indem sie Robert herzlich umarmte. Er verabschiedete sich und trat den Heimweg an.

„Wo warst du denn? Im Kohlewerk? Siehst ja aus wie ein Schornsteinfeger?“, fragte seine Frau und er erzählte ihr die Geschichte.

„Warum möchtest du denn als Hausmeister arbeiten? Deine Arbeit ist doch gut. Sicherlich könntest du ein wenig mehr verdienen, aber ob die Adligen besser bezahlen, weißt du nicht“, gab Marga zu bedenken.

„Es war wie damals mit dem Summen, Marga“, sagte der Vater.

„Irgendwie musste ich diese Bewerbung schreiben. Frag mich nicht warum, Frau. Frag mich nicht warum.“

Robert wiederholte sich immer, wenn er etwas zu sagen hatte, womit er selbst noch nicht im Reinen war und seine Frau schüttelte nur den Kopf, gab ihm einen Eimer voll Kartoffeln und kommandierte ihn zum Schälen ab.

Weiterhin sang und summt das Haus für den kleinen Johannes vor sich hin. Johannes war mittlerweile zu einem runden und glücklichen Kind herangewachsen, konnte eigenständig laufen und alles musste vor ihm in Sicherheit gebracht werden. Wenn die Kinder draußen spielten, durfte er schon mit und saß oft mittendrin oder vertrieb sich die

Zeit damit, Regenwürmer und Dreck zu essen.

„Das habe ich auch immer gemacht“, sagte sein Vater stolz.

Wenn Leute an dem Kleinen vorbei gingen, sangen sie ihm oft etwas vor, denn jeder wusste von seiner Liebe zur Musik.

Johannes war glücklich, der Familie ging es gut und wie, als wenn Gott selbst die Hand auf sie gelegt hätte, bekam der Vater nach einer Woche nach dem Brand, eine Einladung zum Vorstellungsgespräch bei den Adligen.

Er wurde von seiner Frau gut eingekleidet und durfte sich mit der kostbaren parfümierten Seife waschen, die ein Vermögen gekostet hatte, aber gut nach Rosen roch. Die Frau rieb sich heimlich etwas davon hinter die Ohren, als ihr Mann sie nicht sah.

Seine Sprache war gewählt und nicht die eines



herkömmlichen Handwerkers. Darauf hatte seine Mutter immer viel wert gelegt und er war ihr heute noch dankbar dafür. So hatte er kein Problem damit, der adligen Familie dialektfrei zu begegnen.

Das Vorstellungsgespräch fand in einem großen Arbeitszimmer statt, ausgestattet mit einem großen Eichenschreibtisch, an dem fünf Leute hätten arbeiten können. Die Herrschaften, eine Frau und ein Mann, die etwas älter waren als er selbst, begrüßten ihn herzlich und boten ihm einen Platz auf einem gepolsterten Stuhl an, der vor dem Schreibtisch stand. Robert hatte noch nie vorher auf einem so gemütlichen Stuhl gesessen und sein Hinterteil freute sich. Die Herrschaften bedankten sich beide bei ihm für die Rettung ihrer Küche und drückten dem Vater einen Umschlag in die Hand, den er erst später öffnen sollte. Robert bedankte

sich, in dem er höflich den Kopf kurz nach unten senkte.

„Gern geschehen“, sagten die Herrschaften. „Wir sind froh, dass wir noch ein Haus haben“, sagte die Frau und lächelte Robert gütig zu.

Ob es an seinem Hinterteil lag, welches sich auf dem Stuhl so wohl fühlte wusste Robert nicht, aber das Vorstellungsgespräch lief so gut, dass die Herrschaften ihn sofort einstellen wollten. Sie gaben ihm mit einem Handschlag einen Arbeitsvertrag mit, den er, nachdem er es sich noch einmal überlegt hatte, unterschrieben zum ersten Arbeitstag am nächsten Montag mitbringen sollte.

Überglücklich bedankte sich Robert und ertappte sich auf dem Nachhauseweg dabei, wie er pfiff und sogar von einem auf das andere Bein hüpfte. Und er hüpfte noch mehr und noch höher, als er den

Umschlag öffnete.

„Kannst du dir vorstellen, Frau. Im Umschlag war so viel Geld, wie ich in meinem Betrieb in einem Monat nicht verdiene“, sagte er aufgeregt zu Marga. „Und wenn ich bei ihnen als Hausmeister anfangen, verdiene ich mehr als das Doppelte.“

„Das klingt wirklich nach einem Wunder“, sagte Marga.

„Das ist ein Wunder“, gab Robert zur Antwort.

„Nur müssen wir mit der Familie in das Dienstbotenhaus im Gut ziehen. Es ist ein großes Haus. Viel größer als unser eigenes hier“, sagte er zu seiner Frau und er hatte Angst, Marga könnte ihm einen Strich durch die Rechnung machen.

„Neue Luft hat noch niemals jemandem geschadet und ich wäre schon dumm, wenn ich ein Wunder nicht annehmen würde“, gab Marga zur Antwort

und sie waren so glücklich, dass sie sich in der Nacht liebten.

Die Kinder waren ganz von den Socken und erzählten die Neuigkeiten natürlich sofort überall herum. Johannes war das alles egal, Hauptsache er hatte Musik um sich herum. Und so zogen sie schnell, mit Sack und Pack in das Dienstbotenhaus.

Die Herrschaften waren sichtlich erfreut über soviel Leben um sie herum. Sie hatten selbst keine Kinder.

„Wir haben selbst leider keine Kinder. Gott hat es so eingerichtet, dass wir keine bekommen können“, hatte die Herrin des Hauses, Robert in einer vertraulichen Minute erzählt und Robert nickte verständnisvoll.

Sowieso war das Verhältnis sehr vertraut und äußerst harmonisch. Niemand, weder die Küchenhilfen noch die Magd wurden von oben

herab behandelt. Die Herrschaften schienen ganz normale, herzliche Menschen zu sein.

„Am Anfang hatte ich Angst, Robert. Ich dachte, wir wären nun Sklaven“, hatte Marga gesagt.

„Aber dass sie uns so nett hier aufnehmen, hätte ich nicht gedacht.“

„Es ist ein Wunder“, sagte Robert wieder.

Und weil sich alle auf dem Gut so wohl fühlten, übernahmen Marga und die Kinder freiwillig Arbeiten. Irena und Maria erledigten Arbeiten im Haus, wie das Bettenüberziehen und das Staubputzen, Bernd, Joseph und Michael halfen den Knechten im Stall. Bernd mochte die Pferde und die Zwillinge kümmerten sich um den Hühnerstall.

Und nach wie vor, wurde dem jüngsten Mitglied der Familie vorgesungen.

„Sie sind aber eine musikalische Familie“, sagte der Herr irgendwann zu Robert, als er ihm gerade eine undichte Stelle im Dach zeigte, doch Robert scheute sich, ihm die Wahrheit zu erzählen.

„Ja, wir singen gerne und viel“, war seine knappe Antwort.

So vergingen die ersten Wochen wie im Flug und alle waren glücklich und zufrieden. Niemand trug auch nur einen Keim Böses in sich und die Absichten der Adligen waren voller Ehre.

„Dank dir Gott“, betete Robert jeden Abend vor dem Einschlafen.

„Dank dir Gott“, betete auch seine Frau.

Alle Kinder hatten gute Träume.

## Kapitel 5 - Unterricht

Maria hatte die schönste Stimme von allen. Das wusste jeder der Familie und es war die reinste Wonne ihr zuzuhören. Johannes verfiel sogar in eine Art Dämmerzustand, wenn Maria ihm etwas vorsang. Er wankte rhythmisch auf seinem Hintern hin und her und hatte dabei die Augen geschlossen. Es sah aus, als wenn er beten würde.

Und Marias wunderbare Stimme blieb nicht im Verborgenen, denn bald fragten die Herrschaften nach dem Kind mit der schönen Stimme:

„Wer ist denn das Kind mit der wunderschönen Stimme?“, fragte die Herrin Robert, als er ihr gerade half ein selbstgemaltes Bild aufzuhängen.

„Das ist Marias Stimme. Sie ist wirklich sehr schön und ich bin sehr stolz auf sie“, antwortete Robert

mit geschwellter Brust.

„Wenn ich sie singen höre, meine ich mit den Engeln in Kontakt zu stehen. Ich bekomme eine Gänsehaut und ich bin wie in einer anderen Welt“, sagte die Herrin und legte sanft die Hand auf Roberts Schulter.

„Ja. So geht es uns allen“, antwortete Robert verlegen, denn die Hand der Herrin fühlte sich gut auf seiner Schulter an und er schämte sich sofort für seine Gefühle.

„Ich würde ihrer Tochter gerne Gesangsunterricht zukommen lassen. Sie müssen dafür nichts bezahlen, aber ich möchte, dass sie gefördert wird. Ich kenne einen guten Gesanglehrer, der einmal die Woche einen Hausbesuch machen könnte. Wären sie damit einverstanden, mein lieber Robert?“

„Das kann ich nicht annehmen, gnädige Frau. Mein



Herz pocht zwar vor Glück, aber ich würde mich schämen, ihre Gutmütigkeit dermaßen auszunutzen.“

„Ich habe ihnen doch das Angebot gemacht und sie wissen ja, wir selbst haben keine Kinder. Ich möchte auf meinem Lebensweg gute Dinge tun. Bitte erlauben sie mir ihre Tochter zu unterrichten.“

„Vielen Dank, gnädige Frau“, sagte Robert und verbeugte sich.

„Dann schicken sie Maria nächsten Mittwoch, um zwei Uhr am Nachmittag zu mir. Ich werde dann mit ihr alles weitere besprechen.“

„Nochmals vielen Dank“, stotterte Robert und sein Herz schlug ihm bis zum Hals.

Das seine Tochter die Möglichkeit bekäme Gesangsunterricht zu erhalten, hätte er nie zu

träumen gewagt. Aufgeregt polterte der Vater in die Küchenstube des Gästehauses und berichtete der Mutter die Neuigkeiten.

„Noch ein Wunder“, sagte die Frau.

„Jawohl Mutter. Noch ein Wunder“, antwortete Robert laut und sie umarmten sich und lachten lauthals.

Als Maria aus der Schule kam, wurde sie sofort von den Absichten der Herrin in Kenntnis gesetzt.

Sie hielt sich die Hände vor Freude vor den Mund, um ihr Lachen und ihre Freude zu verbergen.

„Ehrlich wahr?“, sagte sie immer wieder und die anderen sagten.

„Ehrlich wahr, Maria.“

Den ganzen restlichen Tag sang sie wie ein Engel und erfreute damit die ganze Familie und Johannes natürlich ganz besonders. Maria imitierte Posen, die

sie einmal bei einer Laiendarstellerin auf dem Markt gesehen hatte, welche eine Opernsängerin spielte und die restlichen Familienmitglieder schauten ihr dabei zu und applaudierten. Nur Irena machte ein nicht ganz so glückliches Gesicht. Ihr ging der Gesang ihrer Schwester ziemlich auf die Nerven und ihr gefiel es nicht, dass Maria immer alles besser konnte.

„Ich wünsche ihr Halsschmerzen“, dachte sie tief in sich drin und schämte sich sofort für ihre Gedanken.

Nach ihrem ersten Gesangsunterricht, war Maria nicht mehr zu halten. Sie übte jede freie Minute den korrekten Gesang und mühte sich mit dem Lesen der Noten ab. Sie war niemals zufrieden mit sich und Wutausbrüche waren nicht selten. Sie schmiss dann irgendetwas durch die Gegend oder zog Irena

an den Haaren, die sich natürlich wehrte und ihr gegen das Schienbein trat oder ähnliches. Aber ihre Stimme wurde schon in der ersten Woche reifer und gewann an Sicherheit und Tiefe.

Als Dankeschön für die Herrin, buk Maria für jeden Mittwoch einen schönen saftigen Kuchen. Meistens aber aß der dicke Gesanglehrer die Hälfte des Kuchens auf und sagte immer wieder:

„Mein Gott, wie gut. Mein Gott, schmeckt das gut.“

Er hielt sich dabei den Bauch und zwinkerte Maria zu. Sie mochte ihn und er erkannte sofort ihre einzigartige Stimme.

„Es ist mir eine Ehre die kleine Madame zu unterrichten“, hatte er zu der Herrin gesagt.

Doch nicht nur Maria wurde von den Herrschaften gefördert. Die beiden Zwillinge bekamen

Reitunterricht und als Dankeschön, machten sie die Stallarbeiten bald alleine, so dass der Knecht überflüssig wurde, der sich schrecklich darüber ärgerte, sich betrank und am selben Abend in den Fluss stürzte und ertrank.

Irena und Bernd bekamen Sprachunterricht in Englisch und Französisch, Irena half der Magd in der Küche und Bernd half seinem Vater bei der Gartenarbeit. So waren alle glücklich und zufrieden. Nur Johannes bekam noch keinen Unterricht, aber ihm war es völlig egal, Hauptsache irgendwo in seiner Nähe erklang Musik. Wie gebannt saß er im Sommer im Hof und lauschte dem Gesang seiner Schwester und der Klavierbegleitung des Gesanglehrers. Dabei vergaß der kleine Johannes alles um sich herum und verlor sich selbst darin so sehr, dass er nur ein einziger Klang war.

## Kapitel 6 - Das rote Akkordeon

Die glücklichen Jahre vergingen wie im Flug und aus dem Arbeitsverhältnis war eine Freundschaft geworden. Der Vater und die Mutter waren oft abends zu Besuch bei den Herrschaften und sie spielten zusammen Gesellschaftsspiele oder unterhielten sich über Gott und die Welt. Es waren schöne Abende voller Glückseligkeit.

Maria war zu einer jungen Frau herangereift, die nun dank der Herrschaften, bald an einer Universität Gesang studieren durfte. Die anderen Kinder waren allesamt Klassenbeste und überall gern gesehen und Johannes wurde nun bald fünf Jahre alt. Zwar konnte er es mittlerweile ein paar Stunden ohne Musik aushalten und bekam keine Schreikrämpfe mehr, doch längere Zeit ohne Musik, wäre für ihn

undenkbar gewesen. Er konnte fließend sprechen und drückte sich für sein Alter sehr gewählt aus, was von einer hohen Intelligenz zeugte, doch wenn er mehrere Stunden keine Musik zu hören bekam, begann er zu stottern und kratzte sich die Arme blutig. Er war dann schlecht gelaunt und manchmal prügelte er sich sogar mit Kindern aus dem Dorf.

Um ihn zu beruhigen, reichte ein einziger Klang aus. Sogar die Glocke der Kirche hatte ihn schon vor einem Wutanfall gerettet und die anderen Kinder vor einer Tracht Prügel.

An einem wunderbaren Sonntag, mitten im August, kam der Vater nach Hause und sagte mit hochrotem Kopf, den er immer hatte, wenn er etwas besonders Wichtiges erzählen wollte:

„Seht mal her. Kommt alle her. Ich habe etwas auf dem Markt gekauft.“

Die Familienmitglieder versammelten sich bald in der Küchenstube und der Vater präsentierte ihnen stolz einen alten grauen Koffer, indem er, mit seinen beiden Armen in dessen Richtung zeigte.

„Ein alter grauer Koffer“, sagte die Mutter.

„Ein alter grauer Koffer“, sagten die Kinder im Chor.

„Ja. Aber das Beste versteckt sich darin“, flüsterte der Vater geheimnisvoll, um die Spannung noch etwas mehr zu steigern.

Irena gähnte und ihr Vater schaute sie mit einem bösen Blick an.

„Dann mach es schon auf, Mann“, drängte ihn die Frau. „Wir haben ja nicht den ganzen Tag Zeit.“

„Banausen“, antwortete der Vater mit einem Grinsen und öffnete den Koffer.

Es war so, als ob die ganze Küchenstube von einem



eigenartigen Licht erfüllt werde. Jeder der Anwesenden konnte es erkennen und alle schauten wie gebannt auf den Gegenstand.

„Ein rotes Akkordeon“, flüsterte die Mutter.

„Ein rotes Akkordeon“, flüsterten die Kinder im Chor und ihre Augen leuchteten.

„Ist es nicht wunderbar. Ich musste es einfach haben. Es war so, als ob mir ein Engel auf die Schulter getippt hätte und mir befahl, dieses Akkordeon zu kaufen. Ich hatte gar keine andere Wahl.“

Doch die Worte des Vaters interessierte keinen mehr. Alle standen sie mit offenen Mündern vor dem kleinen roten Gegenstand und sonnten ihre Seelen in seinem Licht. Und ein Mund stand besonders weit offen.

Dem kleinen Johannes brannten zuerst die Augen,

als ob er in ein viel zu helles Licht blicken würde. Danach wurde ihm abwechselnd heiß und kalt. Zuerst konnte er seine Füße nicht mehr spüren, dann seine Beine, bis die Ewigkeit seinen ganzen Körper verschlang. Und so stand er da, seinen Blick starr auf das Akkordeon gerichtet und erkannte in ihm den Schlüssel zu den Geheimnissen seines Lebens. Es existierten nur noch das rote Akkordeon und er. Seine Familie war verschwunden, die Küchenstube war nicht mehr da und er befand sich in einem Zustand der völligen Einheit. Das erste mal in seinem Leben fühlte er sich ohne Musik glücklich.

Seine Familie wurde Zeuge eines seltsamen Schauspiels, das allen eine mächtige Gänsehaut verpasste.

Wie ein Geist, bewegte sich Johannes mit

ausgestreckten Armen auf das Akkordeon zu.

Seine Augen schienen etwas zu erblicken, was den restlichen Anwesenden verborgen blieb, dennoch konnten sie erkennen, dass etwas Besonderes in dem Kleinen von statten ging. Als Johannes das Akkordeon mit seinen beiden Händen berührte, wurde die Küchenstube von einem gleißenden Licht durchflutet, das allen für einen kurzen Moment das Augenlicht nahm. Als sie wieder klar sehen konnten, hatte Johannes das Akkordeon geschultert und spielte damit eine Melodie, die so wunderschön war, dass man sie mit Worten nicht beschreiben kann. Die Mutter begann zu weinen wie ein Schlosshund, der Vater lachte wie ein Wahnsinniger und die Kinder tanzten verzückt durch den Raum.

Als die Melodie, die Seelen der Familie fast in

Stücke gerissen hätte, verstummte das Akkordeon wie von selbst und Johannes klappte nach hinten zusammen auf den Boden. Das Akkordeon lag schwer auf seiner Brust und er konnte kaum noch atmen. Als der Zauber von dem Vater gelassen hatte, stürmte dieser sofort zu seinem Sohn und nahm ihm das Akkordeon von der Brust. Der Kleine schaute ihn mit großen leuchtenden Augen an und sagte:

„Darf ich Akkordeon spielen?“

Jeder Mensch, der schon einmal von einem Zauber besessen war, kann berichten, dass man sich danach nicht mehr an das Geschehen erinnern kann. Vielleicht ist es wie eine blasse Erinnerung aus fernen Zeiten, aber es bleibt bei einer Ahnung. Zwar weiß man, dass etwas Seltsames vorging, aber man könnte niemandem davon erzählen.

Und so war es auch bei der Familie. Als die Melodie des Akkordeons verstummte, erwachten sie alle wieder aus ihrer Trance, schüttelten ihre Köpfe oder rieben sich die Augen und erkannten nichts Ungewöhnliches.

Der Vater wunderte sich darüber, dass er seinen Sohn mit dem Akkordeon auf dem Boden fand, konnte aber keinen Zusammenhang jeglicher Art herstellen und verdrängte das Gesehene in die tiefsten Schichten seiner Seele.

Da nichts gegen den Wunsch des kleinen Johannes sprach und niemand sonst daran interessiert war, dieses Akkordeon zu spielen, erfüllte er seinem Sohn den Wunsch und schenkte ihm das Akkordeon.

Die Herrschaften ließen es sich natürlich nicht nehmen, den Unterricht für Johannes zu

übernehmen, denn für den Kleinen konnten sie bisher noch nicht das passende finden.

So waren alle sehr glücklich, dass nun die ganze Familie mit guten Dingen versorgt war und ahnten nichts von den sonderbaren Eigenschaften des roten Akkordeons.

Nur ein kleiner Mensch konnte sich an all seine Gefühle und an das Geschehen in der Küchenstube erinnern und wurde besessen von dem Gedanken, dieses Instrument zu beherrschen.

„Ich werde der beste Akkordeonspieler der Welt“, schwor sich Johannes in seinem kleinen Kopf.

## Kapitel 6 - Zauber

Das die Herrin während der Akkordeonstunden in Ohnmacht fiel und der Lehrer sich nicht erklären konnte, warum nach dem Unterricht sein ganzes Hemd durchgeschwitzt war und alle anderen, samt der Magd, sehr beschäftigt waren, verwunderte niemand. Denn sie befanden sich in der Zeit während der Akkordeonstunden, in einem ganz anderen Bereich der Wahrnehmung. Am schlimmsten traf es den Lehrer. Dieser konnte sich nach den Stunden nicht an deren Verlauf erinnern und suchte mehrmals den Arzt auf.

„Sie sind gesund. Kerngesund. Sie könnten gar nicht gesünder sein“, sagte der Arzt.

„Und sie sind sich sicher?“, fragte der Lehrer mehr als einmal nach und der Arzt sagte:

„Sicher. Todsicher.“

Nach den Stunden, sagte er dem kleinen Johannes aus Verlegenheit, dass er sehr gut gespielt hätte und er sehr zufrieden mit ihm sei. Johannes nickte dann immer freundlich, bedankte sich, packte seine Noten und sein Akkordeon und verließ den Raum.

Die Bezahlung war mehr als gut und deshalb blieb der Lehrer, obschon er sich alles andere als wohl fühlte.

„Irgendetwas Komisches geht dort in diesem Haus vor sich“, sagte er zu seiner Frau.

„Du siehst mal wieder Gespenster. Hätte ich doch niemals einen Musiker geheiratet“, schimpfte sie ihn aus.

Fortan sah man Johannes in jeder freien Minute mit dem Akkordeon. Da er von den magischen Kräften des Instrumentes wusste und Menschen schon die



seltsamsten Dinge vor ihm taten, zog er es vor, wenn das Wetter es zuließ, im Wald zu spielen. Dort war er ungestört und nur die Vögel leisteten ihm Gesellschaft. Ab und zu versammelten sich Hasen und Rehe in seiner Nähe und lauschten aufmerksam den Klängen. Instinktiv wusste Johannes, wie sein Akkordeon zu klingen hatte und er wusste auch, dass nur seine Finger schneller werden mussten. Die Melodien trug er allesamt in seinem Herzen, als ob sie nur darauf gewartet hätten, endlich gespielt zu werden. So wurde Johannes schnell zu einem guten Musiker. Zwar haperte es noch an den rhythmischen Fähigkeiten, aber auch das würde er hinbekommen. Dessen war er sich sicher.

Als dann das nächste Wunder geschah, gab es für alle Menschen die auf dem Gut der Herrschaften

lebten und arbeiteten, eine Woche lang das beste Essen und den besten Wein.

Die Herrin war, was niemand jemals für möglich gehalten hätte und sie selbst am wenigsten, schwanger.

Niemand konnte sich erklären, wie dies nach jahrelangen Versuchen noch möglich war und die Herrschaften dankten Gott dafür.

„Wenn uns jahrelang soviel Glück beschert war, mein lieber Robert, könnte uns irgendwann einmal das Pech verfolgen“, hatte die Mutter in dieser Zeit oft gesagt.

„Ach Marga. Wir sollten die guten Zeiten genießen, denn dafür sind sie da und habe keine Angst. Bis jetzt hat uns Gott mit Wundern gesegnet und das wird auch so bleiben, denn unsere Herzen sind rein und unsere Absichten gut“, sagte der Vater dann

immer und nahm seine Frau in den Arm.

Während sich alle anderen nichts von all dem Glück erklären konnten, lichtete sich für Johannes der Schleier und ihm wurde immer stärker bewusst, zu was er und das Akkordeon fähig waren. Doch er behielt dies für sich, als würde er einen kostbaren Schatz bewachen. Da er der Stillste in der Familie war, der nicht viel mit anderen sprach, kam er auch nicht in die Versuchung seine Vermutungen auszuplappern.

Maria trat ihr Studium an und zog in eine größere Stadt. Die Tränen beim Abschied waren fürchterlich und die Herrin mit ihrem immer dicker werdenden Bauch, drückte Maria einen Umschlag in die Hand, den sie erst im Zug öffnen sollte.

Als Maria in ihrem Abteil saß und sich unbeobachtet fühlte, öffnete sie den Umschlag und

erblickte ein Bündel Geldscheine und einen Brief.

„Liebe Maria“, stand darin.

„Du warst in all den Jahren wie meine eigene Tochter. Ich werde dich sehr vermissen. Gib nicht alles Geld auf einmal aus und achte darauf mit wem du dich triffst und mit wem du Freundschaften schließt. Nicht alle Menschen sind so nett wie hier auf dem Lande.

In tiefer Liebe.

Deine Elisabeth“

Maria weinte die ganze Zugfahrt über. Immer wieder erinnerte sie sich an all die schönen Stunden, die sie auf dem Gut verbracht hatte. Sie würde all dies sehr vermissen und sie dankte Gott dafür, dass sie so wunderbare Eltern und Geschwister hatte

und das Gott ihr ein so schönes Leben schenkte.

„Ich verspreche dir Gott, ich werde mein bestes geben“, sprach sie ein lautloses Gebet und die salzigen Tränen, gefüllt mit Trennungsschmerz, rannen von ihren Wangen.

Bald darauf gebar Elisabeth ihren ersten Sohn.

Zwar wunderten sich die stolzen Eltern, dass es mit schwarzen, dichten Haaren auf die Welt kam, da sie beide mit einem vollen blonden Haar gesegnet waren, doch als der Arzt ihnen versicherte:

„Das könne schon einmal vorkommen“, vergaßen sie bald die Haarfarbe und genossen ihr junges Familienglück. Die Herrin hatte genug Milch zum Stillen und das Baby war gesund und munter. Robert musste dem Herrn, sie sprachen mittlerweile von Freund zu Freund, viele Fragen über die väterlichen Pflichten beantworten, denn

wenn man erst spät Vater wird, fehlt einem die jugendliche Leichtigkeit und man beginnt zu viel nachzudenken, was auch die tief schwarzen Augenränder des Herrn erklärten.

„Oskar. Du machst das schon“, sagte Robert dann immer väterlich und klopfte ihm mit der Hand auf die Schulter.

„Wenn ich dich nicht hätte, Robert. Ich wüsste gar nicht was nun zu tun ist.“

Ansonsten blieben die Tage so glücklich wie zuvor. Maria fehlte allen, aber da es viel zu tun gab und der neue Knabe bei allen für Frohsinn sorgte, konnte jeder mit dem Trennungsschmerz gut umgehen. Weiterhin gab es Reit-, Sprach- und Akkordeonunterricht, so dass alles stetig wachsen und gedeihen konnte.

Einzig der Akkordeonlehrer fühlte sich, seitdem der

Knabe auf der Welt war noch seltsamer, wenn er das Haus betrat. Immer wenn die Herrin Elisabeth ihm stolz ihren Sohn präsentierte, wurde ihm schrecklich warm ums Herz und er hätte das Kind am liebsten in seine Arme geschlossen und niemals wieder losgelassen. Er konnte sich diese Gefühle nicht erklären. Zwar hatte er selbst keine Kinder und somit keinen Vergleich was seine Gefühle anging, aber dass ein Knabe in ihm solche Dinge erweckt, schien ihm ein wenig sonderbar.

„Seitdem ich in diesem Haus arbeite, fühle ich mich sonderbar“, sagte er zu seiner Frau.

„Das erklärt wahrscheinlich auch, warum du jetzt abends eine ganze Flasche Fusel in dich hineinschüttetest?“, antwortete die Frau patzig.

Er fühlte sich missverstanden und trug eine tiefe Traurigkeit in seinem Herzen, die ihn oft nach dem

Akkordeonunterricht, von dem er immer noch nichts mitbekam, zu zerreißen drohte. Sein Herz schien dann eine offene Wunde zu sein und wenn der Schmerz zu groß wurde, schloss er sie mit billigem Fusel.

Er war der Einzige dem es schlecht ging, wenn er das Gut betrat.

Die Taufe des kleinen Knaben war eine große Angelegenheit und seit seiner Geburt, wurde geplant und das Gut auf Vordermann gebracht.

„Es soll das schönste Fest werden, dass dieses Gut jemals erlebt hat“, sagte Elisabeth zu Marga, als sie gemeinsam mit dem Kinderwagen durch die langen Alleen spazierten.

Und tatsächlich schien an diesem Tag die Sonne, als ob sie nur auf die Taufe gewartet hätte, ihre volle Pracht zu zeigen. Die Menschen trugen ein Lächeln



im Gesicht und erfreuten sich nach der Zeremonie, an den erlesenen Speisen und Getränken. Der Knabe wurde auf den Namen Bruno von Lilienthal getauft und wurde von Arm zu Arm gereicht. Jeder wollte den Stolz der Familie einmal mit seinen Händen berühren. Die Tanten küssten ihn und die Onkel streichelten ihm über den zarten Kopf.

„Der Kleine hat aber schwarze dichte Haare“, sagte ein dicker Onkel der Familie, doch keiner gab ihm eine Antwort.

Die Hauptattraktion an diesem Tage sollten aber Johannes und seine Geschwister sein. Die Herrin Elisabeth, hatte sie gebeten ein kleines Lied vorzubereiten, dass sie am Tag der Taufe vortragen sollten.

„Musik gehört ja schließlich dazu und ich bin so stolz auf euch. Als ob ich euch selbst geboren

hätte.“

Die Kinder begannen zwei Wochen vor dem Fest, mit den Proben für ihr Lied.

Johannes, wohl wissend um die Zauberkraft seines Akkordeons, schlug vor, die Proben am Klavier zu begleiten.

„Dann kann ich gleichzeitig Klavier üben, wisst ihr?“, log er seine Geschwister an. Aber es war eine Notlüge und die, dass hatte ihm sein Vater erzählt, war nicht so schlimm.

Tatsächlich wurde er seit einiger Zeit, auf Bitte des Akkordeonlehrers, im Klavierspiel unterrichtet.

„Seit ich dem Knaben Klavierunterricht erteile, fühle ich mich wieder sehr wohl“, sagte der Akkordeonlehrer zu seiner Frau.

„Dann kannst du ja auch aufhören, dich abends mit Fusel zulaufen zu lassen“, antwortete seine Frau

mit spitzer Zunge und schüttelte den Kopf.

Dem Alkohol war er noch nicht abtrünnig geworden, aber er hatte sich geschworen damit bald aufzuhören.

Die Kinder hatten zwei Volkslieder einstudiert und ein weiteres Lied sollte in einer fremden Sprache gesungen werden. Sie wollten der Herrin damit zeigen, dass sich der Sprachunterricht gelohnt hatte. Der Herr hatte vorgeschlagen, die Kinder zwischen dem Nachmittagskaffee und dem Abendessen singen zu lassen und so standen die Kinder pünktlich vor den Tischen der Gäste und waren ein wenig nervös.

Irena musste sich mit ihren Fingernägeln selbst in die Hand kneifen und Bernd hätte sich beinahe in die Hose gemacht, so aufgeregt waren sie. Die Zwillinge versteckten sich ein wenig hinter ihren

größeren Geschwistern und Johannes hatte sein Akkordeon geschultert. Er ruhte in sich selbst.

Die Kinder zählten laut bis vier, damit sie gemeinsam beginnen konnten, sangen ihren ersten Ton und fielen dann, wie alle anderen Gäste in eine Trance, aus der sie erst wieder erwachen sollten, als Johannes den letzten Ton erklingen ließ.

Tanten und Onkel fielen sich in die Arme, Großväter und Großmütter tanzten wie wild über den Hof. Robert und Marga lachten und weinten abwechselnd vor Glück und die Herrschaften hielten ihren Knaben stolz in die Luft und riefen immer wieder:

„Seht her. Wie wunderschön er ist. Seht her. Wie wunderschön er ist.“

Der dicke Koch, der das Fleisch tranchierte, nahm das halbe Spanferkel in beide Hände und biss riesige

Stücke aus ihm heraus, rülpste und schmatzte dabei laut. Die Kellner, in ihren schwarzen Anzügen, gossen sich den Champagner literweise in ihre Mäuler und einer goss sich die Köstlichkeit sogar über den Kopf.

Die Kinder drehten sich alle im Kreis, bis ihnen schwindlig wurde und sie hinfielen, nur um wieder aufzustehen und sich weiter zu drehen.

Als Johannes den letzten Ton erklingen ließ, war er sehr zufrieden mit seinem Werk. Still lachte er in sich hinein und genoss die Macht in vollen Zügen, die ihm dieses Instrument verlieh.

Die Gäste erzählten sich später gegenseitig, dass es eine wunderschöne Feier gewesen sei, doch niemand konnte sich erklären, warum die Kellner alle reiß aus nahmen und der Koch, ohnmächtig, mit einem riesigen Stück Schweinefleisch im Mund

gefunden wurde. Der Arzt der Herrschaften befand sich auch unter den Gästen und er konnte Erste Hilfe leisten. Der Koch hatte sich schlicht überfressen und musste den Herrschaften später Rechenschaft ablegen.

„Ich weiß nicht was geschehen ist. Ich kann es mir nicht erklären. Glauben sie mir bitte. Es ist mir sehr peinlich“, flehte er die Herrschaften an.

Da die Feier ansonsten so wunderschön war, bezahlten sie den Koch trotzdem für seine Arbeit und beließen es bei einer Belehrung, er solle das nächste mal vorher ordentlich essen, damit ihn nicht wieder die Fresssucht überkäme.

Wie es nun einmal in einer großen Familie ist, gibt es natürlich auch unter den Verwandten kleine Feindschaften. Um so verwundert waren alle, dass sie sich nach der Taufe alle untereinander mochten.

Sogar die Menschen, die der Neid zu ungeliebten Zeitgenossen gemacht hatte, trugen in ihrem Herzen eine Liebe zu ihrer Familie, die sie vorher nicht kannten. Sie feierten bis spät in die Morgenstunden zusammen und verließen singend das Gut.

Viele sagten später, es sei der Alkohol gewesen, aber der Neid und die Missgunst kehrte nicht wieder zurück. Es war, als sei es immer schon so gewesen.

## Kapitel 7 - Vision

Johannes war gerade elf Jahre alt geworden und Irena hatte das Haus verlassen, um einen der reichen, jungen Neffen der Herrschaften zu heiraten. Sie hatten sich auf der Taufe des kleinen Bruno kennen gelernt und konnten sich später nicht mehr daran erinnern, wie sie sich näher kamen, konnten aber beide nach der Feier keinen klaren Gedanken mehr fassen, bis der Neffe allen Mut zusammen nahm und Irena zu einem Tanzabend in der Stadt einlud. Danach verbrachten sie jede freie Minute miteinander. Ihr Sommer war voller Leidenschaft und sie liebten sich heimlich auf grünen Hügeln und in dichten Wäldern. Den Heiratsantrag richtete der Neffe, so wie es sich gehört, zuerst an den Vater.



„So soll es sein. Ich freue mich, dass Irena sich einen so netten Menschen ausgesucht hat. Ich hoffe ihr werdet glücklich. Unseren Segen habt ihr“, sagte Robert und drückte den Neffen herzlich.

Die Hochzeit war ein Traum und es wurde wieder auf dem Gut gefeiert. Eine richtige Musikkapelle spielte zum Tanz, so dass Johannes Akkordeon im Koffer blieb. Weder verschwanden die Kellner, noch machte sich der Koch über das Essen her. Die Familie lag sich dennoch in den frühen Morgenstunden in den Armen und dankten Gott für diese wunderbare Feier, für das Essen und den Alkohol.

Während die anderen Kinder miteinander spielten, hatte Johannes kaum Interesse daran. Er zog es vor, alleine mit sich zu sein und den Klängen aus seiner eigenen Tiefe zu lauschen. Er hörte fremde,

wunderbare Klänge und gerade wenn alle anderen beschäftigt waren, konnte er sie ganz intensiv wahrnehmen. Die Melodien brodelten in ihm, wie in einem heißen Kessel und manchmal, wenn es Johannes zu viel wurde, sein Kopf und sein Herz zu zerplatzen drohten, musste er sich kaltes Wasser über den Kopf gießen. So war es auch bei der Hochzeit. Johannes verschwand irgendwann im Wald und lief einen geheimen Weg, der zum See führte, entlang. Die Luft fühlte sich an, als ob sie elektrisch geladen sei und sein Kopf pochte, wie ein Dampfkessel mit Überdruck. Die Melodien aus seinem Inneren waren so laut und so einnehmend, dass ihm schwindlig wurde und er Angst hatte in Ohnmacht zu fallen. Am See angekommen, zog er sich schnell die guten Sachen aus und sprang in das kalte Wasser, tauchte mit dem Kopf unter und

erwartete Besserung. Doch nichts dergleichen geschah. Die Melodien wurden, entgegen seiner Erwartung, noch viel lauter. Als er verwirrt im Wasser umher trieb, wurde ihm die Musik in Bilder übersetzt. Er sah eine Militärkapelle, die Gefechtsmärsche spielte. Er hörte laute Schüsse, die in die Musik eingeflochten waren, als ob sie Bestandteil der Komposition seien. Seine Inneren Bilder formten sich zu einem grotesken Schauspiel. Ein Musiker nach dem anderen wurde angeschossen, Blut spritzte aus deren Körper und sie fielen nach hinten um wie Pappkameraden. Die anderen liefen einfach weiter, über die Toten hinweg und spielten ihren infernalischen Marsch. Johannes hätte sich am liebsten den Kopf abgerissen, denn Angst erfüllte seinen kleinen Körper und drohte ihn zu verschlingen. Er tauchte

mehrmals unter Wasser, doch die Musik und die Bilder ließen nicht eher von ihm ab, bis der letzte der Kapelle erschossen auf dem Boden lag. Ein langer dunkler Akkord kündigte das Ende der Vision an. Dann war alles still und sein kleiner Körper trieb fast leblos im Wasser umher. Der volle Mond strahlte auf sein Gesicht und Johannes wurde das Wissen über die Zukunft zuteil. Er wusste, es würde Unglück über die Familie kommen.

Johannes erzählte niemandem davon. Zu sehr hatte er sich an sein Schweigen gewöhnt und sie hätten ihn wahrscheinlich für verrückt erklärt, wenn er ihnen von seiner Vision erzählt hätte.

Johannes liebte seine Familie über alles und die Last, die seine Hellsicht mit sich brachte, legte sich auf seine junge Brust, wie ein schwerer Stein. Um

ihn herum waren alle glücklich, denn Gott hatte ihnen bisher ein wunderbares Leben geschenkt, doch bei dem Gedanken, dies alles könnte in absehbarer Zeit vorbei sein, kroch die Angst durch Johannes Körper, ließ ihn nicht schlafen und nicht genug essen.

Während die anderen ihr Tageswerk verrichteten, miteinander scherzten und lachten, bekämpfte Johannes seine Dämonen, versuchte die Bilder und seine Angst zu verdrängen.

Doch es kam wie es kommen musste.

Sechs Wochen nach Irenas Hochzeit, holten die Soldaten den Vater ab.

„Seid tapfer“, hatte der Vater zum Abschied gesagt.

„Ich werde zurückkommen und dann wird alles wieder gut. Der Krieg wird nicht ewig dauern.

Wartet auf mich.“

Die Mutter weinte und schrie wie ein Kind, als Robert in die Kutsche stieg, sank auf ihre Knie und vergrub ihre Hände in den Kieselsteinen der gepflegten Hofeinfahrt.

Die Kinder winkten ihrem Vater zum Abschied.

„Wartet auf mich, meine Lieben und seid schön artig!“, rief der Vater ihnen zu, als die Kutsche das Gut verließ.

Die Herrin Elisabeth klammerte sich an ihren Mann und weinte bittere Tränen an seiner Schulter. Ihn hatte man nicht mitgenommen, denn er war zu alt für einen Krieg und hatte Beziehungen zu der Regierung des Landes, doch Robert konnte er nicht freikaufen. Zwar hatte er es versucht, doch die Gesuche wurden abgelehnt.

Johannes beugte sich hinunter zu seiner Mutter und legte die Arme um sie, damit sie ihren Schmerz

ertragen konnte. Bernd, Joseph und Michael taten es ihm gleich.

„Euer Vater wird zurückkehren“, schluchzte die Mutter. „Wir müssen für ihn beten. Gott wird ihn schützen.“

Der Schmerz der Mutter, legte sich auf alle Anwesenden und verteilte sich in jede Ecke des Gutes. Jeder Stein trug den Namen des Vaters und jede Blume erinnerte an diesen wunderbaren Menschen. Doch am schlimmsten traf es Johannes.

„Hätte ich sie doch gewarnt. Dann hätte Vater sich verstecken können“, sagte er sich immer wieder und die Gedanken trieben ihn fast in den Wahnsinn. Er aß nun kaum mehr und sein Lachen war ganz aus seinem Gesicht verschwunden.

„Hätte ich doch nur mein Akkordeon gespielt, als die Soldaten ihn holten, dann hätte ich es verändern

können“, focht er mit dem Schicksal.

Irena kam zurück auf das Gut. Auch ihr Mann musste in den Krieg ziehen. Zwar waren alle froh, dass sie wieder bei der Familie war, aber auch ihr Schmerz grub sich tief in alle Herzen.

Und so legte sich ein dunkler Schleier aus Ungewissheit und Angst, auf das einst so glückliche Leben der Familie und der Herrschaften.

„Das Leben geht nun weiter, meine Lieben. Lasst uns unser tägliches Werk verrichten und Gott dienen, so wie wir es bisher getan haben“, sagte die Mutter zu ihren Kindern.

Die Arbeit vertrieb die Sorgen ein wenig und manchmal konnten sie sich selbst darin vergessen. Den Kindern fehlte der Unterricht, der aufgrund des Krieges nicht mehr stattfand, da die Lehrer allesamt eingezogen wurden. Nur einer entging ihm



geschickt. Der Akkordeonlehrer soff sich in der Nacht vor seinem Einzug tot.

„Das konnte er immer gut“, schimpfte seine Frau mit bitteren Tränen in den Augen. „Er hat sich doch immer vor allem gedrückt.“

Johannes spielte weiter für die Geschöpfe des Waldes, doch seine Melodien waren traurig und selbst die Tiere hatten Tränen in den Augen. Er legte all seinen Schmerz in das Spiel und vergaß sich selbst dabei. Nach dem Musizieren, ging es ihm besser, so dass er einen neuen Tag überstehen konnte, ohne dem Wahnsinn zu verfallen.

## Kapitel 8 - Krieg

Der Krieg dauerte nun schon zwei Jahre an. Die Lebensmittel wurden immer knapper und oft gab es nur noch eine Mahlzeit am Tag. Selbst die Herrschaften hielten sich daran, denn sie alle speisten mittlerweile zusammen an einem Tisch im Haupthaus. Der Knabe entwickelte sich trotzdem prächtig. Er war ein ausgeglichenes und kluges Kind. Bruno war die kleine warme Seele, um die sich das Leben im Haus drehte.

Im ersten Jahr schickte der Vater noch Briefe nach Hause, doch im zweiten Jahr bekamen sie keinen einzigen mehr. Und auch Maria hatte seit Kriegsbeginn keine Nachricht mehr geschickt. Die Mutter weinte und betete jede Nacht und Johannes betete für seine Mutter. Er hätte ihr gerne den

Schmerz genommen und er hätte nur zu seinem Akkordeon greifen müssen, doch irgendetwas hielt ihn davon ab.

Im dritten Winter des Krieges wurden Bernd, Joseph und Michael von den Soldaten abgeholt und die Mutter verfiel dem Wahnsinn.

Die Wochen danach, lag sie mit Fieberträumen im Bett und musste von Johannes und Irena gepflegt werden. Sie phantasierte, schrie und weinte, so dass sie ihre Mutter am Bett festbinden mussten, denn sie hatten Angst, sie würde sich etwas antun.

Elisabeth las Marga abends vor dem Einschlafen aus der Bibel vor, denn dass schien die Mutter zu beruhigen. Doch die Tage waren grausam. Der Schall der ständigen Schreie, brach sich in den Mauern des Gutes und erreichte jeden Winkel und als der Schmerz für alle zu groß wurde, beschloss

Johannes etwas zu unternehmen.

Als alle anderen im Haupthaus beschäftigt waren und die Mutter gerade wieder wie eine Wahnsinnige schrie, schlich er sich mit seinem Akkordeon in das Schlafzimmer der Mutter.

Er stellte sich vor ihr Bett und die Mutter sah ihn mit großen hilflosen Augen an, die danach flehten ihrem Schmerz ein Ende zu setzen.

Johannes konzentrierte sich und spielte den ersten Ton. Sofort verwandelte sich die Umgebung und es war so, als ob aus allen Wänden, Licht in das Zimmer scheinen würde. Die Mutter erzählte später, dass sie einen Engel gesehen hätte, der ihr alle Schmerzen nahm. Es war eine wunderschöne Melodie, die Johannes Finger von alleine spielten. Margas Schreie verstummten und ihr Gesicht nahm entspannte Züge an. Die Blässe in ihrem Gesicht,

wich einer gesünderen Farbe und ihre Wangen färbten sich rot. Sie atmete tief ein und stieß einen Seufzer aus, der all ihre Schmerzen nach außen katapultierte. Johannes spürte eine Erschütterung in seinem Akkordeon, als ob es die Schmerzen seiner Mutter aufgenommen hätte. Für einen kurzen heftigen Moment, konnte er seine Mutter fühlen, ihren Wahnsinn und ihre Trauer, drohte Ohnmächtig zu werden, fing sich wieder und ließ seinen letzten Ton erklingen. Dann brach Johannes vor dem Bett seiner Mutter zusammen.

Als Johannes wieder erwachte, hielt ihn seine Mutter im Arm und sagte:

„Ein Engel war hier, mein Sohn. Er hat mir alle Schmerzen genommen. Mir geht es wieder gut“, weinte sie Tränen der Freude.

Die Tage darauf fühlte sich Johannes schwach auf

den Beinen, als ob alle Lebenskraft aus ihm gewichen wäre. Alle waren glücklich, dass es der Mutter, wie durch ein Wunder wieder gut ging und es gab zwei Tage hintereinander eine Suppe mit ein wenig Fleisch. Nur Johannes aß wenig davon.

„Zu was war dieses Akkordeon noch fähig?“, zermarterte er sich sein junges Gehirn.

Er fühlte sich ganz allein mit sich selbst. Niemandem konnte und wollte er davon erzählen und so trug er die Last des Wissens alleine auf seinen Schultern und er schwor sich, mit den Kräften des Akkordeons behutsam umzugehen und es nur zu spielen, wenn jemand in Not war.

Die Mutter war wieder wohlauf und bald kehrte der Alltag, inmitten eines unsinnigen Krieges ein. Sie hatten von dem Vater nun schon drei Jahre lang keinen Brief mehr und niemand sprach von ihm,

denn sie wollten die Mutter nicht wieder im Krankenbett sehen.

Alle drei Monate schrieben Bernd, Joseph und Michael einen kurzen Brief. Es sei sehr kalt und Bernd hätte sich die Schulter verletzt, doch die Familie sollte sich keine Sorgen machen, ihm würde es bald besser gehen. Sie hätten an noch keinem Gefecht teilnehmen müssen und seien die meiste Zeit in einem Lager stationiert. Das Zuhause würde ihnen sehr fehlen und sie grüßen alle recht schön, stand im letzten Brief.

Es war mitten im Winter, als die fremden Soldaten kamen und allen befahlen die Sachen zu packen und das Gut zu verlassen.

Da der Herr Oskar ihre Sprache sprechen konnte, verständigte er sich mit ihnen und sie wendeten keine Gewalt an. Die Herrin weinte die ganze Zeit

über bitterlich und jeder versuchte sie zu trösten.

Die Soldaten sagten, dass das Gebiet nun ihnen gehören würde und die Herrschaften sollten mit ihrem Gefolge in das Landesinnere reisen, denn dort hätte es noch keine Übernahme gegeben.

Johannes dachte kurz darüber nach, ob er sein Akkordeon spielen sollte, vor allem als er sah, dass ein Soldat ein Auge auf Irena geworfen hatte. Doch wie so oft hielt ihn eine unsichtbare Macht davon ab. Auch als die Soldaten den Koffer mit dem Akkordeon an sich nahmen, wehrte sich Johannes nicht und ließ es geschehen. Zwar zerbrach etwas in ihm, als ob ihm jemand sein Herz herausreißen würde, aber er unternahm nichts, blickte dem Soldaten nur kalt ins Gesicht und verfluchte ihn innerlich.

Am späten Nachmittag verließen alle gemeinsam



das Gut. Die Herrin und Irena weinten bitterlich, die anderen gingen mit gesenktem Kopf voran und blickten nicht zurück. Mehrmals brach die Herrin auf dem Weg zum Bahnhof zusammen und die anderen mussten sie abwechselnd stützen. Johannes trug nur Leere in sich. Die Soldaten hatten ihm seiner Seele beraubt. Ohne sein geliebtes Akkordeon, fühlte er sich nackt und den Kräften des Universums ausgeliefert. Und er sprach kein einziges Wort mehr.

Durch die Menschenmassen und das Chaos am Bahnhof, wurden sie auseinander gerissen. Irena hielt Johannes fest an der Hand, doch sie verloren die Mutter und die Herrschaften aus den Augen. In Panik schrie Irena nach ihren Lieben, doch sie bekam keine Antwort. Johannes zeigte keine Regung und ließ alles geschehen, ließ sich an der

Hand durch die Menge zerren und trug keine Hoffnung in sich. Die beiden wurden mit vielen anderen Menschen, von den fremden Soldaten in einen Waggon gesperrt und die Tür wurde verschlossen. So saßen sie in der Dunkelheit und die Menschen zitterten am ganzen Körper, manche Frauen und Kinder weinten. Irena hielt die Hand ihres Bruders fest umschlungen und ließ sie nicht los. Johannes wehrte sich nicht dagegen, auch nicht, als er spürte, dass die Hand taub wurde.

## Kapitel 9 - Vertrieben

Nachdem der Soldat auf dem roten Akkorden gespielt hatte, setzte er sich auf einen Stuhl in der Küchenstube und fühlte sich eigenartig.

Die Soldaten, welche auf dem Gut stationiert waren, befiehl eine mysteriöse, unheilbare Krankheit, die nach zwei Wochen nur noch ihre Kadaver hinterließ.

Nach zwei Tagen ohne Licht, Essen und Trinken, wurde der alte Viehwaggon geöffnet und die Sonne blendete die Augen der Vertriebenen. Irena klammerte sich mit ihren Armen fest um ihren Bruder. Neben den Geschwistern, befanden sich noch um die Zwanzig Menschen mit verängstigten, blassen Gesichtern. Sie wurden von den Soldaten, deren Sprache sie verstehen konnten, gebeten

auszusteigen und sich in der Bahnhofshalle zu versammeln. Irena hielt Johannes immer noch fest umklammert und sie verließen mit den restlichen Menschen den Zug. Der Zug hatte sie in eine große Stadt gebracht, von denen die Geschwister schon einmal gehört hatten.

„Meinst du, die Mutter und die Herrschaften sind auch hier?“, hatte Irena ihren Bruder gefragt.

Doch Johannes sprach immer noch kein Wort, auch nicht als Irena ihm in den Arm kniff und sagte:

„Bitte sag etwas, Johannes. Ich habe Angst.“

Johannes konnte nicht sprechen. Zu tief saß ihm der Verlust seines Akkordeons in den Knochen und der Schmerz, hatte jede einzelne Zelle seines Körpers erfasst. Als Irena zum ersten Mal zusammenbrach, half er ihr auf die Beine und umarmte sie, aber kein Wort kam über seine

Lippen. Sein Blick war leer und ohne Gefühl für seine Mitmenschen. Es existierte nur ein einziger Gedanke in seinem kleinen Kosmos:

„Ohne meine Musik, werde ich sterben.“

Nachdem die Menschen sich in der Bahnhofshalle versammelt hatten, trat ein junger Soldat vor sie und sagte:

„Sie werden nun in ein Lager für Vertriebene gebracht, von dort aus werden sie Familien zugewiesen, die sie aufnehmen. Bitte folgen sie mir.“

Auf dem Weg zum Lager brach Irena noch einige Male zusammen und Johannes musste ihr allein auf die Beine helfen. Die anderen Menschen waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt und ein Mann trat Irena mitten ins Gesicht, als er über sie hinweg ging. Der Weg führte durch verwüstete Straßen und von

den Häusern standen oft nur noch die Grundmauern und Irena sagte zu ihrem Bruder:

„Sieh, was der Krieg angerichtet hat, Johannes. Wie kann Gott so etwas zulassen?“

Und Johannes dachte:

„Gott interessiert sich nicht mehr für uns“, sprach es aber nicht aus.

Im Lager, eine alte große Industriehalle, bekamen sie warme Decken, Trinken und eine wässrige Suppe ohne Brot. Irena schlang alles sofort hinunter. Johannes aß nichts und überließ seiner Schwester seine Portion.

Niemand sprach mit den Geschwistern, denn alle waren mit sich selbst oder ihren eigenen Familien beschäftigt. Die Soldaten und Krankenschwestern kümmerten sich um die Verwundeten und fragten jeden nach dem Befinden.

„Uns geht es gut“, hatte Irena gesagt.

Sie nahm die Hand ihres Bruders, blickte ihm tief in die Augen und sagte:

„Wir kommen hier raus, Johannes. Irgendwann wird dieser Krieg zu Ende sein und wir werden wieder auf unserem geliebten Gut leben. Ich verspreche es dir, mein Bruder.“

Dann weinte Irena bitterlich und Johannes umarmte sie, doch sein Herz empfand nichts als Leere.

Die Geschwister waren nun schon eine Woche in dem Lager. Irena wurde von den Soldaten, für die Betreuung der Kranken eingesetzt und Johannes half bei der Essensausgabe und beim Ausheben der Gräber, auf einem Acker hinter der Halle.

„Wie alt bist du, Junge?“, fragte ihn ein Soldat.

Doch Johannes antwortete nicht.

„Nächstes Jahr bist du reif. Dann musst auch du in

den Krieg“, sagte der Soldat kalt.

Irena und Johannes wurden nach zwei Wochen von einem Soldat gebeten mitzukommen.

„Wir haben eine Familie für euch gefunden. Sie werden sich um euch kümmern“, sagte der Soldat ohne jegliches Mitgefühl in der Stimme.

Als der Herr die Kinder zum ersten Mal sah, sagte er:

„Ich muss euch aufnehmen. Es ist nicht mein Wille, also macht mir keine Scherereien. Seid ihr unserer Sprache überhaupt mächtig?“

„Ja, Herr“, sagte Irena ängstlich, mit geducktem Kopf und Johannes nickte.

„Wenn ihr euch nicht benehmen könnt, setzt es eine Tracht Prügel. Ist das klar?“

„Ja, Herr“, sagte Irena leise und Johannes blickte ihm direkt in die Augen, so dass dem Mann ein



eiskalter Schauer über den Rücken lief.

Den ganzen Weg über, ging der Herr nur voran und sprach nichts mit den Kindern. Irena fühlte sich machtlos. Sie hatte bereits geheiratet, war eine junge Frau und ihr gefiel es nicht, wie ein Kind behandelt zu werden. Doch zu ihrem und zum Schutz ihres Bruders spielte sie die Gehorsame.

Nach einer halben Stunde Fußmarsch, betraten sie das Haus des Herrn. Es wirkte genauso kalt und grob auf die Geschwister wie der Herr selbst.

„Wartet hier im Flur. Ich werde die Familie holen. Und wehe, einer von euch macht Dummheiten“, befahl der Herr den Kindern.

Als der Herr im Inneren des Hauses verschwand, hegten Johannes und Irena den selben Gedanken.

„Wir müssen von hier fort“, flüsterte Irena.

„Wir müssen von hier fort“, flüsterte Johannes und

sie blickten sich beide in tiefer Verbundenheit in die Augen.

Es war das erste Mal, nachdem sie das Gut verlassen hatten, dass Johannes sprach.

Wenige Minuten später stand die Familie im Hausflur und der Herr stellte einen nach dem anderen vor. Er klang dabei, wie die Soldaten im Lager.

„Das ist meine Frau und das sind meine beiden Töchter, Jeremine und Helena. Und eure Namen sind?“

„Irena und Johannes“, antwortete Irena schnell.

„Kann der Junge nicht selbst für sich sprechen?“

„Bitte haben sie Rücksicht mit ihm. Er ist noch jung und hat eine schwere Zeit hinter sich. Wir haben alles verloren, was wir hatten“, nahm Irena ihren Bruder in Schutz.

„Papperlapapp“, sagte der Herr laut und hart. „Wir alle haben etwas verloren. Ihr seid nichts weiter als Vertriebene. Immerhin besser als Flüchtlinge, denn die möchte niemand haben.“

Er drehte sich um, schob seine Familie voran und sagte:

„Kommt mit. Ihr bekommt eurer Zimmer zugewiesen.“

## Kapitel 10 - Auf der Flucht

Das Zimmer der Geschwister befand sich im Keller. Neben den Vorräten waren die Betten aufgeschlagen. Zwei dünne Decken, dienten als Unterlage und eine weitere als Bettdecke. Es war feucht und bitterkalt und Irena zitterte ohne Unterlass. Johannes machte die Kälte nichts aus, denn in ihm brodelte ein Feuer aus Wut und Verachtung, welches seinen Körper von innen heraus wärmte. Der fiebrige Schweiß überzog die Stirn und seine Wut hatte sich von den Soldaten, die sein Akkordeon geraubt hatten, auf den Herrn ihrer Gastfamilie verlagert.

Die Kinder mussten von morgens bis spät abends arbeiten. Der Herr ließ sie kaum aus den Augen und niemals war eine Arbeit gut genug. Vom Holzboden

putzen bis zum Kohlen schaufeln, an allem hatte er etwas auszusetzen. Wenn dem Herrn der Kragen platzte, schrie er und schlug die Kinder. Einmal schlug er so hart zu, dass Irena für mehrere Stunden nicht mehr gehen konnte. Wenn er von den Kindern genug hatte, ging er zu seiner Frau und schlug sie. Seine beiden Töchter rührte er niemals an. Johannes trug seine Wunden wie Mahnmale im Gesicht, doch Irena war bedacht ihre blauen Flecken zu verstecken.

„Wir müssen von hier fort“, flüsterte Irena spät in der Nacht, wenn das Haus ruhig war.

„Wir müssen von hier fort“, flüsterte Johannes und legte seinen Arm um die Schwester.

In der dritten Woche wurde der Herr wahnsinnig. Er wütete durch das Haus, schmiss Gegenstände nach seiner Frau und den Kindern und schlug

Johannes windelweich. Als er sich an Irena vergehen wollte, fasste Johannes seinen ganzen Mut, trat hinter den Herrn, als dieser sich über Irena beugte und schlug mit einem Schürhaken zu. Der Herr blickte kurz entsetzt nach hinten und brach dann, mit dem Hacken im Nacken steckend, über Irena zusammen. Johannes schob ihn von seiner Schwester, packte sie am Arm und zog sie schnell in Richtung Haustür. Sie nahmen sich dicke Winterjacken von der Garderobe und verließen das Haus durch das Fenster in der Küchenstube, da die Haustür abgeschlossen war. Die Frau und die Kinder schrieten die ganze Zeit über und starrten auf den leblosen Vater, dessen Blut sich über den Boden ergoss.

„Wohin sollen wir jetzt gehen?“, stotterte Irena.

„Wir müssen von hier fort“, sagte Johannes kalt,

packte seine Schwester wieder am Ärmel und rannte schneller.

Sie rannten solange durch die verwinkelten Straßen, bis ihre Lungen wie Feuer brannten und ihre Beine sie nicht mehr tragen wollten, verschanzten sich in einer kleinen Seitengasse und sammelten zusammengekauert ihre Kräfte.

„Wir müssen raus aus der Stadt“, sagte Johannes.

„Und was machen wir dann?“, sagte Irena keuchend.

„Frei sein“, sagte Johannes und Irena brach in Tränen aus.

Der Schürhaken hatte keine lebensbedrohliche Arterie getroffen und nach drei Tagen Bettruhe verprügelte der Herr wieder seine Frau nach Strich und Faden, doch er ließ von einer Anzeige und einer Fahndung ab.

Johannes und Irena passierten am ersten Abend ihrer Flucht die Stadtgrenze. Auf dem ganzen Weg begegneten ihnen nur wenige Menschen, die sich nur für sich selbst interessierten und entweder unter sich oder starr geradeaus schauten. Als sich grüne Wiesen und Bäume vor den Kindern auftaten, fühlten sie sich beide schlagartig besser.

„Jetzt sind wir frei“, sagte Irena und Johannes nickte.

„Doch wo sollen wir jetzt hin?“, setzte Irena nach.

„Wir gehen zurück zu unserem Gut. Irgendetwas sagt mir, dass dies der richtige Weg ist“, sagte Johannes.

„Bist du dir sicher, mein Bruder. Vielleicht haben die fremden Soldaten alles in Schutt und Asche gelegt?“

„Ich bin mir sicher“, antwortete Johannes bestimmt



und sie setzten ihren Weg fort.

Die Nacht war bitterkalt und sie versuchten in Bewegung zu bleiben, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrachen. Als ihre Beine sie nicht mehr tragen konnten, legten sie sich eng zueinander und deckten sich mit Ästen und Blättern zu. Nach zwei Stunden setzten sie ihren Weg fort. Der Mond stand voll am Himmel und leuchtete ihnen den Weg. Als der Morgen graute, waren die Geschwister durchgefroren und Irena konnte ihre Zehen nicht mehr spüren. Die Hände waren blau angelaufen und sie zitterten am ganzen Körper. Bis auf wenige Pausen, wanderten sie weiter durch den immer unwirtlicher werdenden Wald.

„Hoffentlich passieren wir bald ein Dorf oder ein Haus. Ich habe Angst zu erfrieren“, sagte Irena mit brüchiger Stimme.

„Wir werden es schaffen, meine Schwester“, sagte Johannes und biss sich auf die Zähne.

Am Abend brach Irena zusammen und stand nicht mehr auf. Wie in einem Traum versuchte Johannes sie wieder auf die Beine zu bekommen, doch er war selbst viel zu schwach und in Trance ging er ein paar Schritte weiter, bis auch er in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Als Irena erwachte, spürte sie eine wohltuende Wärme auf ihren Wangen. Ihr Körper war weich gebettet und in ihre Nase drang der Geruch von Pferdemist. Sie setzte sich erschrocken auf und erblickte ein großes Lagerfeuer, mehrere Planwagen, die zu einer Wagenburg geformt waren und ihren Bruder, der neben ihr auf einem großen Fell schlief.

„Johannes! Wach auf!“, schüttelte sie ihren Bruder, halb aus Angst und halb aus Freude darüber, dass

sie noch beide am leben waren.

„Wo sind wir?“, sagte Johannes, als er sich auch aufgesetzt hatte.

„Ich denke mal, wir sind in Sicherheit. Wenn dies schlechte Menschen wären, hätten sie uns nicht verarztet. Sieh mal, meine Füße sind verbunden und ganz warm“, sagte Irena und zeigte die Verbände ihrem Bruder.

„Meine auch, Irena. Und ich fühle mich recht gut. Es ist wahrscheinlich mitten in der Nacht und die Menschen hier schlafen in ihren Planwagen. Es sieht mir nach fahrendem Volk aus“, sagte Johannes und ein kleines Pflänzchen Hoffnung keimte in seinem Herz auf.

„Was sollen wir jetzt machen, Bruder?“

„Ich denke, wir sollten versuchen noch ein wenig zu schlafen und bis zum Morgen zu warten. Dann

werden wir sehen, wer diese Menschen sind. Es wäre zu unhöflich, sie jetzt zu wecken.“

„Ja. Da hast du recht. Versuchen wir noch ein wenig zu schlafen. Gute Nacht, Bruderherz.“

„Gute Nacht, Schwesterchen. Ich bin froh, dass du noch bei mir bist“, sagte Johannes und schämte sich dafür, soviel von sich preiszugeben.

Die beiden machten kein Auge mehr zu und lagen wach bis zum Morgengrauen. Als sie die ersten Geräusche aus den Planwagen vernahmten, setzten sie sich auf und nahmen einander bei der Hand.

Bald darauf erblickten sie eine Frau mit pechschwarzen, langen Haaren. Sie trug einen bunt bestickten Rock und einen weißen Strickpullover. Als sie sah, dass die beiden Geschwister sie mit wachen Augen anblickten, rief sie etwas in einer fremden Sprache. Daraufhin streckten weitere

Personen die Köpfe aus den Planwagen und starrten die Geschwister an.

Die Frau kam auf die Kinder zu und sprach sie mit einem seltsamen Dialekt an:

„Ihr könnt froh sein, dass ihr noch am leben seid. Haben euch gefunden, als ihr schon streif wie ein Stock am Boden gelegen habt. Geht es euch gut? Versteht ihr mich?“

Die Kinder nickten beide, trauten sich aber nicht zu antworten.

„Ihr müsst keine Angst haben. Wir sind keine bösen Menschen, auch wenn wir eigenartig aussehen. Wir sind fahrendes Volk und sind seit Jahren auf der Flucht vor den schlechten Menschen. Sie mögen uns nicht und wo immer sie einen von uns sehen, bringen sie ihn einfach um. Auch ihr seid auf der Flucht, dass können meine Augen sehen und in

euren Herzen ist viel Traurigkeit. Viel zu viel für eine Kinderseele“, sagte die Frau sanft und streichelte Irena über das Haar.

Irena begann zu weinen und die Frau nahm sie in die Arme.

„Wir sind aus unserer Heimat vertrieben worden und haben unsere Familie verloren. Die Soldaten haben uns in eine fremde Familie gesteckt und der Herr des Hauses hat uns geschlagen. Deshalb sind wir von dort weggelaufen. Wir sind ganz allein“, stotterte Irena unter Tränen.

„Nun seid ihr nicht mehr allein. Die Karten haben uns von euch erzählt. Es ist kein Zufall, dass wir euch gefunden haben. Für dich mein Junge, haben wir sogar eine besondere Überraschung. Aber nur, wenn du auch in meine Arme kommst, damit ich dich spüren kann.“

Dann hielt es auch Johannes nicht mehr und er schmiegte sich zusammen mit seiner Schwester in die Arme der Frau, weinte bitterlich und ließ all seine Sorgen mit seinen Tränen nach außen fließen.

„Alles wird gut“, sagte die Frau und hielt die Kinder im Arm, bis sie sich beruhigt hatten.

## Kapitel 11 - Schicksal

Es versammelten sich immer mehr Menschen um die Neuankömmlinge. Jeder begrüßte die Kinder mit einem netten Händedruck. Das Wetter hatte die Hände und die Gesichter der Menschen gezeichnet und die Älteren unter ihnen, hatten tiefe Furchen in den Wangen.

Die Geschwister wurden gebeten, ihre Geschichte zu erzählen und während sie ein kleines Frühstück zu sich nahmen, begann Irena zu erzählen. Sie erzählte von dem Gut auf dem sie gelebt hatten, von dem großen Glück, von ihrer wunderbaren Familie und den Herrschaften, bis hin zu ihrer Flucht aus der Stadt. Als die Kinder ihre Geschichte beendet hatten, applaudierten die Menschen, so dass Irena ein rotes Gesicht bekam.



„Doch du hast nichts von dem roten Akkordeon erzählt“, sagte die Frau mit den pechschwarzen Haaren und Johannes Herz begann heftig zu schlagen.

Die Menge verstummte und die Frau ging zu einem der Planwagen, verschwand darin und kam mit einem Koffer, den Johannes sehr gut kannte, wieder zurück.

„Ich denke mal, das gehört dir, mein Sohn“, sagte die Frau, als sie vor Johannes stand, reichte ihm den Koffer und setzte sich neben ihn.

Johannes öffnete den Koffer so schnell er konnte, riss die Augen auf und sagte:

„Mein rotes Akkordeon!“

„Sein rotes Akkordeon“, sagte die Menschenmenge.

„Wie ist das möglich? Die fremden Soldaten hatten es mir genommen?“

„Ich erzähle dir später, wie das Instrument zu uns kam. Bitte spiel zuerst für uns“, sagte die Frau.

„Ich würde sehr gerne für euch spielen, aber...“

„Wir wissen um die Dinge. Mach dir keine Sorgen, es wird nichts Schlimmes geschehen. Bitte spiel“, unterbrach ihn die Frau.

Und Johannes begann zu spielen. Er verließ die sichtbare Welt und spielte für die Engel und die Teufel, verlor sich wieder in seiner Musik und seine Seele wurde so mächtig wie niemals zuvor. Glück rann durch seine Adern und erfasste seinen ganzen Körper. Wahnsinniges Glück.

Das fahrende Volk tanzte und sang zu seinem Spiel. Irena weinte vor Glück und riss die Arme in die Höhe.

„Dank sei dir Gott“, sagte sie.

„Dank sei dir Gott.“

Als Johannes sein Spiel beendete und wieder in irdische Gefilde kam, knieten die Menschen vor ihm nieder und huldigten ihm.

„Kniet nicht vor mir nieder. Nicht ich bin es, der dieses Instrument spielt. Es ist der eine Gott, der uns alle verbindet. Huldigt ihm, nicht mir“, sagte er wie ein Herrscher und erkannte sich selbst nicht mehr.

Gottes Licht schien aus seinem Herzen und seine Gedanken waren weise.

„Du wurdest zu uns geschickt. Lass uns gemeinsam den Weg des Schicksals gehen“, sagte die Frau mit den pechschwarzen Haaren.

„So soll es sein“, sprach Irena für ihren Bruder.

„So soll es sein“, sagte die Menschenmenge.

Die Geschwister wurden von dem fahrenden Volk aufgenommen und lebten fortan mit ihnen

zusammen. Sie halfen bei der täglichen Arbeit, verpflegten die Pferde und Johannes half bei Reparaturarbeiten und bei der Jagd. Auch wenn er für die Menschen etwas Besonderes war, fühlte er sich bei ihnen sehr wohl. Sie mieden die Städte und blieben ausschließlich in den tiefen Wäldern.

„Bis der Krieg vorbei ist, verstecken wir uns vor den Soldaten“, erzählten sie den Geschwistern.

Irena weinte jede Nacht und dachte an die Familie und an ihren Mann, den sie über alles liebte.

Nachts am Lagerfeuer erzählte das Volk oft von ihren Zirkusvorstellungen, mit denen sie früher in den Städten Geld verdienten.

„Wir werden euch unterrichten. Wenn Frieden eingekehrt ist, werden wir wieder in die Städte gehen. Johannes wird für die Menschen Akkordeon spielen und für Irena finden wir auch

etwas Schönes“, sagte die Frau mit den pechschwarzen Haaren und ihre Augen leuchteten dabei.

„Ich wäre gerne Seiltänzerin“, sagte Irena.

„So soll es sein“, sagte die Frau.

„So soll es sein“, sagte die Menge.

Ab dem nächsten Tag bekamen die Geschwister Unterricht in vielen Zirkusdisziplinen.

Johannes war ein Talent im Messerwerfen und Irena tanzte auf dem Seil, als ob sie damit aufgewachsen wäre. Irena stellte sich Johannes beim Messerwerfen zur Verfügung und Johannes hielt das Seil für seine Schwester.

„Wenn der Vater und die Mutter uns jetzt sehen könnten“, sagte Irena oft.

So verging ein Jahr und das fahrende Volk wurde zur Familie der Geschwister. Ganz so harmonisch

wie auf dem Gut verlief das Leben nicht, denn besonders wenn die Männer zu viel Alkohol tranken, gab es Streitigkeiten, die aber meistens von den Frauen geschlichtet werden konnten.

Irena weinte nun nachts nicht mehr, aber ihre Sehnsucht war so groß, dass sie zu ihrem Gott betete:

„Bitte, mein guter Gott. Lass es meiner Familie gut gehen.“

Als es zum zweiten mal Frühling wurde, ging die Nachricht vom Kriegsende durch die Welt und erreichte den dichten Wald, in dem das fahrende Volk lebte.

Sie feierten zwei Tage und zwei Nächte bevor sie den Wald zum ersten Mal seit langer Zeit verließen.

„Die Welt braucht uns jetzt. Wir werden ihnen eine gute Zeit schenken und ihnen Hoffnung geben“,

sagte die Frau mit den pechschwarzen Haaren.

Als sie die erste Stadtgrenze passierten, waren sie erschrocken über die zerstörten Häuser und Straßen. Die Menschen, die ihnen entgegenkamen, sahen alle blass, ängstlich und abgemagert aus, doch als sie das fahrende Volk sahen und ihre Kundgebung über die Zirkusvorstellung vernahmen, begannen ihre Augen ein wenig zu leuchten. Ein schwaches Leuchten, aber die Seelen hatten ihre Körper noch nicht ganz verlassen.

Das fahrende Volk war die kleine warme Sonne, um die sich das Leben drehte. Die Menschen der Stadt konnten in ihnen die eigene Unschuld erkennen und Hoffnung durchflutete ihre geschundenen Herzen.

Die erste Vorstellung war grandios. Viele Menschen versammelten sich auf dem großen Marktplatz, um die Attraktionen zu bewundern. Es gab

Feuerschlucker, Messerwerfer, Seiltänzer und Schlangenfrauen. Die Frau mit den pechschwarzen Haaren, saß in einem Planwagen und las den Menschen aus ihren Händen. Sie erzählte jedem nur gute Dinge, damit sich ihre Seelen wieder daran erinnern konnten, wie sich Glück anfühlte. Doch die Hauptattraktion war Johannes mit seinem Akkordeon.

Als er den ersten Ton spielte, verstummte die Menge. Johannes Hände glitten über das Akkordeon, als ob es nicht seine eigenen wären. Viele Menschen begannen zu weinen und ihr tiefer Schmerz kehrte sich nach außen. Sie fielen sich in die Arme und trösteten sich gegenseitig. Sie wussten nicht wie ihnen geschah, als die Hoffnung ihr blasses Blut mit neuer Kraft füllte. Einige begannen zu lachen, zu tanzen und zu singen wie



das fahrende Volk. Andere streckten ihre Hände in die Höhe und gingen auf die Knie, verbeugten sich und dankten ihrem Gott.

Als der letzte Ton erklang, erwachten die Menschen wieder aus ihrer Trance und konnten sich an nichts erinnern. Doch die Hoffnung und das Glück berauschte weiterhin ihren Körper und sie hatten gute, nützliche Gedanken, die sie in die Tat umsetzen wollten. Sie bezahlten das fahrende Volk mit kleinen Essensspenden und dankten ihnen für diese wunderbare Vorstellung.

## Kapitel 12 - Der Vater

Die Tage im Arbeitslager waren kalt, hart und lang. Robert konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er das letzte mal seine Finger richtig gespürt hatte. Dennoch konnte er sie bewegen, doch das Taubheitsgefühl wich niemals aus ihnen.

„Wenn du nicht mehr arbeiten kannst, dann erschießen sie dich einfach“, hatten die anderen am Anfang zu ihm gesagt. Der Vater wollte nicht erschossen werden, er hatte nur einen einzigen Gedanken in seinem Herzen, der ihn durch die Tage brachte.

„Ich will zurück zu meiner Familie.“

Und er betete jeden Morgen und jede Nacht:

„Mein guter Gott. Bring mich zurück zu meiner Familie. Ich will sie noch einmal in meinem Leben

sehen.“

Zwei Winter hatte er nun schon durchgehalten und sein Körper bestand nur noch aus harten Muskeln und Haut. Viele seiner Kameraden waren inzwischen schon verstorben. Entweder wurden sie weggeschafft und kamen niemals wieder zurück oder sie starben an einer Krankheit. Als die Nachricht vom Kriegsende das Lager erreichte, pochte Roberts Herz wie wild und Tränen traten ihm in die Augen.

Die Tränen gefroren noch in seinen Augen und das lange Warten begann. Zwar wurden sie nun besser behandelt und es wurde eine Krankenstation eingerichtet. Niemand wurde mehr erschossen und die Arbeit war nicht mehr so schwer, dennoch durften sie nicht nach Hause gehen. Sie wurden weiterhin wie Vieh gefangen gehalten. Abends vor

dem Schlafengehen, erzählten sich die Männer dann, was sie tun werden, wenn sie wieder im Heimatland sind. Der eine wollte wieder zurück auf seinen Hof und ihn auf Vordermann bringen, eine Schweinezucht aufbauen und seine Jugendliebe zur Frau nehmen, doch er verstarb kurz darauf an einer Infektion. Ein anderer freute sich darauf, auf einem Grundstück, das er vor dem Krieg erworben hatte, ein Haus zu bauen und eine Familie zu gründen. Wenn er den Kameraden davon erzählte, hatte er ein Leuchten in seinen Augen. Aber auch er verstarb wenige Wochen, bevor sie in die Freiheit entlassen wurden.

Es war ein Tag im Frühling, die Sonne begann die gefrorene Erde aufzuweichen, als die Tore des Lagers aufgemacht wurden und sie gehen durften. Einige von ihnen waren so schwach, dass sie kaum

noch laufen konnten und sie mussten von ihren Kameraden gestützt werden.

Robert half da wo er konnte und die Gedanken an seine Familie, die Herrschaften und das Gut, machten ihn stark genug, den ganzen Weg durchzuhalten und nach einigen Tagen die Grenze zu passieren.

Viele Kameraden schmissen sich auf den Heimatboden und küssten ihn, weinten vor Glück und benetzten sich das Gesicht mit dem Dreck ihres Landes. Robert nahm eine Hand voll Erde und roch daran, sammelte all seine Kräfte für die Strecke, die ihn noch von seiner Familie trennte und ging mit forschem Schritt voran.

Als er am anderen Tag das Dorf betrat, in dem er geboren wurde, erkannte er die Gesichter nicht, die ihm begegneten. Es waren fremde Menschen, die er

noch niemals zuvor gesehen hatte und auch sie blickten den verwahrlosten Mann, mit misstrauischen Blicken an.

Er fragte eine Frau nach ihm bekannten Familiennamen oder alten Freunden, doch sie schüttelte nur den Kopf und wich Robert angewidert aus. Er verließ das Dorf und sein Herz schlug schneller, als er den Weg zu dem Gut der Herrschaften betrat. Seine Gedanken waren wie wildgewordene Tiere und schnürten ihm den Hals zu.

„Würde er seine Familie wiedersehen? Haben auch sie den Weg zurück zum Gut gefunden?“

Als er das große Eisentor öffnete, kam ihm niemand entgegen und das große Haus sah verlassen aus.

Die Fensterläden standen in alle Richtungen offen, aber das Haus schien in Ordnung zu sein. Es waren

keine Anzeichen von Verwüstung zu sehen, als ob der Krieg hier nicht stattgefunden hätte.

Der Vater betrat das Haus und rief:

„Ist hier jemand?“

Doch nur sein eigenes Echo antwortete ihm.

Die Dielenböden knarrten, als er vorsichtig über sie hinwegschritt.

Die Einrichtung war völlig unversehrt, als ob sie das Haus niemals verlassen hätten.

Im Arbeitszimmer fand Robert einen halbverwesten Kadaver auf dem Schreibtischstuhl, doch es berührte Roberts Seele nicht, es überraschte ihn noch nicht einmal. Zuviel Elend hatte er in den letzten Jahren gesehen und ihn konnte nichts mehr so leicht aus der Bahn werfen.

In anderen Zimmern fand er weitere Kadaver mit fremden Uniformen, einer davon lag im Ehebett der

Herrschaften.

Robert ging nach draußen, bewegte sich in die Mitte des Hofes und fiel auf die Knie. Er vergrub sein Gesicht in seinen Händen und weinte bitterlich. Er hatte so sehr gehofft seine Familie hier vorzufinden, doch stattdessen fand er diese fremden Soldaten, die ihm und seinen Kameraden soviel Leid zugefügt hatten. Doch er sprach zu seinem Gott:

„Mein guter Gott. Richte du über sie. Es steht mir nicht zu. Auch wenn mein Hass so groß ist wie der Himmel selbst, tief in mir weiß ich, dass mich nichts von diesen Menschen unterscheidet. Hilf mir und schenke mir Kraft. Bring meine Familie zu mir zurück.“

Als er alle Tränen geweint hatte, begann er damit das Haus aufzuräumen und die Kadaver zu beerdigen.



Er wunderte sich darüber, warum noch niemand das Gut geplündert hatte und sogar der Schmuck der Herrin noch in ihrer Schatulle lag.

Zwar hatte Robert ein schlechtes Gewissen, aber er nahm eine Kette der Herrin, um damit Lebensmittel im Dorf zu bezahlen, die er benötigte. Er hatte sich frische Sachen angezogen, die in seinem Schrank hingen, sich rasiert und mit kaltem Wasser gewaschen, doch die Menschen schauten immer noch misstrauisch, als er durch die Hauptstraße ging. Als er eine Passantin danach fragen wollte, wo er denn Lebensmittel bekommen könnte, lief diese vor ihm fort. Ein Mann in seinem Alter, der dies gesehen hatte, sagte zu Robert:

„Sie denken, dass es oben im Gut nicht mit rechten Dingen zugeht. Niemand hat sich bisher dorthin getraut. Dort würden böse Geister hausen, sagt

Mann. Einer aus unserem Dorf, ist ihnen gestern nachgegangen und hat gesehen, dass sie das Gut betraten. Jetzt sind sie ein schlechtes Omen für die Menschen hier.“

„Ich habe vor dem Krieg auf diesem Gut gelebt und gearbeitet, bis der Krieg begann. Geister gibt es dort nicht, es ist uns niemals schlecht gegangen dort“, sagte Robert und sprach die Wahrheit.

„Sie suchen Lebensmittel? Dann folgen sie mir. Ich heiße Bratislav und glaube nicht an Geister.“

„Ich heiße Robert und bin sehr froh, dass sie mir helfen. Früher kannte ich jeden hier im Dorf und wir hatten viele Freunde dort. Doch nun scheinen alle weg zu sein.“

„Ja. Der Krieg hat sie alle vertrieben. Wir waren die ersten, die sich wieder hier niedergelassen haben. Danken wir Gott, dass der Krieg nun endlich vorbei

ist.“

„Danken wir Gott“, sagte Robert und folgte dem Mann.

Nachdem er die Kette als Bezahlung gegeben hatte, reichte er Bratislav die Hand und verließ die kleine Scheune, in der viele Kisten mit Lebensmitteln standen und an der Decke Räucherschinken hing, dessen Geruch den ganzen Raum erfüllte.

„Wenn sie etwas brauchen, kommen sie wieder zu mir. Ich werde den anderen davon berichten, dass sie kein böser Geist sind. Dann können wir Freunde werden.“

„Ich danke ihnen, Bratislav“, sagte Robert. „Wir werden uns wiedersehen.“

## Kapitel 13 - Die Brüder

Bernd blickte mit den trüben Augen eines Sterbenden seine Brüder an. Er schien schon in einer jenseitigen Welt zu sein als er sagte:

„Bestellt der Familie einen schönen Gruß von mir. Ich werde vom Himmel aus ein Auge auf sie haben.“

Dieser Blick und die Worte aus dem Munde ihres Bruders, sollten Joseph und Michael für immer in ihren Herzen tragen.

Als Bernd die Augen für immer schloss und sein schmerzender Körper ihn endlich entließ, weinten die Zwillinge an dem Feldbett, bis ihre Kameraden sie baten hinauszugehen.

Bernd erlag einer Schussverletzung und von nun an waren die Brüder auf sich allein gestellt. Bisher

hatte Bernd sie immer in Schutz genommen. Besonders vor den gemeinen Übergriffen der Kameraden. Da die Zwillinge noch jung und fast damenhaft wirkten, boten sie die ideale Angriffsfläche für Demütigungen und Beleidigungen.

Die folgenden Wochen wurden sie zu den Diensten eingeteilt, die niemand sonst erledigen wollte. Sie mussten die Toten begraben, die Feldlatrinen säubern, die Exkreme der Kranken entsorgen und Gefälligkeitsdienste übernehmen. Wenn sie sich weigerten, wurden sie zusammengeschlagen oder Schlimmeres.

So fügten sie sich ihrem Schicksal und beteten gemeinsam zu Gott:

„Unser guter Gott. Bitte hilf uns in unserer Not.“

Sie kämpften gemeinsam an der Front und wurden

als Kanonenfutter eingeteilt, schafften es aber jedes Mal, dem Kugelhagel heil zu entkommen. Zwar waren ihre Körper schwach, aber ihre Seelen waren stark und sie trugen die letzten Worte ihres Bruders tief in ihren Herzen.

„Wir werden unsere Familie wiedersehen“, sagte Michael oft, wenn sie wieder dem Tode nahe, in einem Schützengraben lagen.

„Wir werden unsere Familie wiedersehen“, antwortete Joseph.

Die Nachricht über den verlorenen Krieg erreichte das Lager erst zwei Wochen nach der Niederlage, da es ein sehr abgelegener Posten war. Bis vor wenigen Tagen hatten sie noch gekämpft, wunderten sich zwar, warum es plötzlich so seltsam still war und nichts geschah, stellten sich aber auf weitere Gefechte ein. Als sie die Nachricht erhielten,

packten die Zwillinge ihre Sachen, so wie viele andere auch und flohen.

Sie gingen noch vor Sonnenaufgang los und trafen am anderen Abend, noch vor dem Sonnenuntergang in ihrem Geburtsort ein, doch auch sie kannten dort niemanden mehr. Die Menschen, die ihnen begegneten, waren ihnen völlig fremd und sahen sie misstrauisch an. Da sie aber ordentlich gekleidet waren, gab eine Frau ihnen freundlich Auskunft über das Gut, nachdem sie fragten:

„Ja, das Gut gibt es noch. Dort haust nun seit zwei Wochen ein wildfremder Mann. Man sagt, er habe dort früher gearbeitet. Niemand traut sich hinauf, denn böse Geister treiben an diesem Ort ihr Unwesen.“

Die Zwillinge bedankten sich, tranken am Dorfbrunnen ein wenig Wasser und begaben sich

auf den Waldpfad, der zum Gut führt.

Auch Joseph und Michael pochte das Herz, als sie das schwere Tor öffneten und das Gut betraten und schritten vorsichtig voran, als ob sie niemanden stören wollten.

„Hallo? Ist da wer?“, rief Joseph in den Hauseingang des Haupthauses.

„Hallo?“, rief Michael hinterher.

Zuerst polterte es im Haus, als ob ein Möbelstück umgefallen wäre und dann vernahmen die Zwillinge Schritte, deren Hall sich im Treppenhaus brach und die beiden augenblicklich an böse Geister denken ließ.

Als die Brüder gerade zur Flucht ansetzen wollten rief der Vater:

„Michael? Joseph? Seid ihr es?“

„Vater! Oh unser Vater“, riefen beide zurück und



stürmten ins Haus.

Sie umarmten sich sehr lange, weinten und sprachen kein Wort.

Außer sich vor Glück, setzten sie sich in das große Wohnzimmer und begannen zu erzählen, wie es ihnen ergangen war. Der Vater erzählte von seiner grausamen Gefangenschaft und die Zwillinge von der Front, bis der Vater fragte:

„Wo ist Bernd? Habt ihr Bernd gesehen?“

„Bernd ist im Himmel“, antworteten die Zwillinge und der Vater weinte mit seinen Söhnen bis zum Abend.

Über Mutter und die anderen Geschwister wurde nicht gesprochen, denn mehr Schmerz konnten sie an diesem Abend nicht ertragen.

An den darauf folgenden Tagen, machten sie sich gemeinsam an die Arbeit und richteten das Gut

wieder her, bis es so wunderschön aussah, wie noch niemals zuvor. Die Zwillinge gingen ins Dorf und besorgten das Essen und der Vater bereitete es zu. Es wurde Holz für den Winter gehackt und sie gingen gemeinsam in den Wald jagen. Doch die Leere, die sie in ihren Herzen trugen, konnte nicht gefüllt werden und so fragte Michael irgendwann:

„Wo ist Mutter und die anderen. Denkst du, sie leben noch, Vater?“

„Das weiß nur Gott“, sagte Robert und unterdrückte seine Tränen. „Wir sollten beten, dass sie zu uns finden.“

Und sie beteten gemeinsam, bis sie die Leere ertragen konnten.

## Kapitel 14 - Ein fremdes Land

Die Herrschaften pflegten Beziehungen zu den mächtigen Menschen. Auch wenn sie darauf nicht sonderlich stolz waren, hatten sie dadurch einige Vorteile. Die Mutter weinte fürchterlich, als sie ihre Kinder auf dem Bahnsteig verloren hatte und wollte nicht ohne ihre Kinder die Stadt verlassen, doch der Herr packte ihren Arm und zog sie mit, ahnte er doch, was mit ihr geschehen würde, wenn sie alleine wäre. Auch sie hatten eine anstrengende Zugfahrt in einem Viehwaggon hinter sich und der kleine Bruno schrie sich die Seele aus dem Leib.

Nach wenigen Gesprächen mit den befehlshabenden Soldaten, wurden die Herrschaften, der Kleine und die Mutter, in einen Warteraum gebeten und wenig später von zwei Soldaten abgeholt und in ein Haus

in der Stadt gebracht, wo sie zunächst übernachten konnten. Das Haus gehörte einer mächtigen Person, der ein Freund der Herrschaften war und stand zu diesem Zeitpunkt leer.

Am darauf folgenden Tag, weder die Herrschaften, Bruno, noch die Mutter, hatten in der Nacht ein Auge zugemacht, wurden sie von einem Wagen abgeholt, der sie in Sicherheit bringen sollte. Der Herr erklärte der Mutter, dass er im nahen Ausland Freunde hätte und sie dort unterkommen könnten, fern ab von Krieg und Tot. Auch die Mutter wusste, dass sie allein auf sich gestellt, nicht zurecht kommen würde, gab sich ihrer tiefen Verzweiflung hin, weinte an des Herren Schulter und ließ die Reise zu.

Zwei Tage und zwei Nächte waren sie unterwegs, als sie endlich aus dem engen Wagen aussteigen

durften. Bruno hatte die Reise gut überstanden und fast die ganze Zeit über geschlafen. Die Mutter und die Herrschaften waren so müde, dass sie ihre Schmerzen vergaßen. Der Freund begrüßte sie herzlich und wies seine Bediensteten an, den Vertriebenen ihre Zimmer zu zeigen. Es war ein prunkvolles, großes Haus mit vielen unterschiedlichen Räumen. Stuck und Ölgemälde zierten die Wände und alles war geschmackvoll eingerichtet. Marga hatte noch niemals zuvor in einem solchen Bett schlafen dürfen und fühlte sich etwas unwohl, so als ob sie nicht hier hin gehören würde. Doch die Müdigkeit war zu groß und so legte sie sich auf die weiche Matratze, schloss die Augen, dachte noch kurz an ihre Familie und schlief augenblicklich ein. Böse Träume verfolgten sie die ganze Nacht über und ließen die Mutter immer

wieder hochschrecken. Beim ersten Erwachen bemerkte sie, dass sie noch komplett angezogen auf der Matratze lag, streifte die Schuhe ab, zog den Rock und die dicke Strumpfhose aus und legte sich unter die Bettdecke, obschon es sehr warm war in der Nacht, befanden sie sich doch in einem fremden Land, in dem die Sonne kaum die Kraft verliert. Die Grillen zirpten vor ihrem Fenster und wiegten die Mutter in ihren unruhigen Schlaf.

Als sie am Morgen erwachte, hatte sie Angst sich nach unten zu begeben.

„Ich bin eine einfache Frau. Was habe ich hier zu suchen?“, dachte sie immer wieder.

Und so entschied sich Margas Körper, sich nicht mehr zu rühren. Nur ihre Augen blickten ängstlich und nervös im Zimmer umher. Plötzlich klopfte es an der Tür und die Herrin trat ein, setzte sich zu

Marga ans Bett und sagte:

„Es wird alles gut, meine Liebe. Komm, wir ziehen dir gemeinsam ein paar schöne Sachen an und dann gehen wir nach unten zum Frühstück.“

„Aber ich gehöre nicht hier hin. Ich bin eine einfache Frau“, antwortete Marga.

„Sind wir nicht alle einfache Menschen. Ich fühle mich nicht getrennt von dir, Marga. Lass uns die Unterschiede vergessen, die nicht wirklich existieren. Du bist tief in meinem Herzen und du bist die einzige Freundin, die ich jemals hatte. Bitte komm mit mir nach unten.“

„Ich habe sicherlich nichts passendes zum anziehen“, sagte die Mutter.

„Dann bekommst du eben etwas von mir. Und jetzt raus aus den Federn“, sagte Elisabeth und schenkte ihrer Freundin ein Lächeln.

Marga stand auf und Elisabeth brachte ihr einen schönen Rock und eine weiße Bluse.

„Strumpfhosen brauchen wir hier nicht. Es ist viel zu warm“, sagte Elisabeth und begann Marga die Haare zu flechten.

Nach dem Frühstück fühlten sich alle schon ein wenig besser. Oskar sprach mit seinem Freund in einer fremden Sprache, die Damen und Bruno verabschiedeten sich höflich und gingen spazieren.

„Meinst du, wir sehen die anderen jemals wieder?“, fragte Marga ihre Freundin und Tränen schossen ihr in die Augen.

„Wenn wir zu Gott beten, dann werden wir sie wiedersehen“, sagte Elisabeth und hakte sich bei Marga ein. Sie schoben abwechselnd den Kinderwagen und genossen die Sonne und die salzige Briese, die vom nahen Meer zu ihnen wehte.



Dann sprachen sie lange nicht mehr und ihre Seelen versuchten zu verstehen, was geschehen war.

Die Schmerzen wollten auch nach Wochen nicht nachlassen. Marga kam zwar zurecht damit, aber sie hegte nur einen einzigen Wunsch und sie betete mehrmals am Tag. Die Mutter half gegen den Willen der Herrschaften und des Freundes, im Haus mit. Sie übernahm die Küchenarbeit und kümmerte sich um den Garten.

„Lasst mir die Arbeit, ich fühle mich sonst unnütz und schlecht“, sagte sie forsch und man ließ sie gewähren. Mit jedem Teller den sie spülte und jeder Pflanze die sie säte, ließ die Sehnsucht nach ihrer Familie ein bisschen nach, nur um sich am Abend nach getaner Arbeit wieder aufzufüllen.

So vergingen die Monate, ohne dass sich eine Veränderung ankündigte. Bruno wuchs heran und

hatte dicke rosige Wangen, stotzte vor Energie und sein Lachen brachte Frieden in die Seelen.

Marga erlernte die fremde Sprache sehr schnell und ließ es sich nicht nehmen, die Einkäufe zu tätigen. Auch war es nicht zu übersehen, dass der Freund der Herrschaften, mehr als nur erfreut darüber war, dass Marga in seinem Haus wohnte. Er lebte seit langen Jahren allein, da seine Frau bei einem Reitunfall gestorben war. Doch er hielt sich zurück, denn er wusste von Margas Schmerz und ihrer tiefen Liebe zu ihrem Mann. Der Mutter waren seine Blicke etwas unangenehm, aber sie mochte es, wenn er ihr die Tür aufhielt und sie anlächelte. Mehr regte sich in ihrem Herzen nicht.

Die Mutter sah zum ersten mal das Meer und ging mit Elisabeth und Bruno des öfteren schwimmen. Sie genoss es, im Meer dahin zu treiben und ihren

Gedanken freien Lauf zu lassen, schämte sich aber nach einer kurzen Zeit dafür, dass es ihr so gut ging. Die Nachricht vom Kriegsende erreichte sie an einem sehr heißen Tag. Elisabeth kam aufgeregt in Margas Zimmer gerannt und wedelte wie wild mit einer Zeitung.

„Hier. Marga! Der Krieg ist vorbei. Wir können nach Hause.“

Marga gab einen Freudenschrei von sich und die beiden hielten sich lange in den Armen.

Die Koffer wurden gepackt und die Abreise vorbereitet. Der Freund der Herrschaften schenkte Marga zum Abschied einen Blumenstrauß und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Er hatte Tränen in den Augen und Marga wurde rot wie eine Tomate.

Sie bedankten sich und der Freund wurde herzlich auf das Gut eingeladen, wenn es die Umstände

zulassen würden.

Als sie nach zwei Tagen und zwei Nächten das Gut erreichten, trauten sie ihren Augen nicht und befürchteten, dass fremde Menschen ihr Anwesen übernommen hätten. Elisabeth schlug das Herz bis zum Hals und Oskar hatte Schweiß auf der Stirn. Das Eisentor strahlte sie förmlich an. Es sah sauber und frisch gestrichen aus. Sie öffneten das Tor und der Wagen fuhr sie bis zum Haupthaus.

„Robert! Michael! Joseph!“, schrie Marga und rannte auf ihren Gatten zu.

„Marga!“, schrie Robert.

„Mutter!“, riefen die Zwillinge.

„Ein Wunder, Oskar. Ein Wunder, Elisabeth“, rief Robert den Herrschaften zu und auch sie rannten zu der Familie und traten in den Kreis. Sie weinten und lachten vor Glück. Niemand sprach ein Wort,

denn Worte konnten nicht ausdrücken, was sie in diesem Moment empfanden.

„Wir haben das Gut so schön hergerichtet, wie noch nie. Wir wussten, dass ihr zurück kommt. Wir haben jeden Tag gebetet“, sagte Robert beim Abendbrot.

„Von nun an sind wir eine Familie“, sagte Oskar und hielt sein Glas in die Höhe, um seinen Worten mehr Bedeutung zu verleihen.

„Von nun an sind wir eine Familie“, sagten die anderen im Chor.

Erst am nächsten Morgen, fragte die Mutter nach Maria, Bernd, Johannes und Irena.

„Habt ihr etwas von den anderen gehört?“

Und der Vater nahm sie in den Arm und sagte:

„Bernd ist im Himmel. Von den anderen wissen wir nichts. Aber du wirst sehen. Sie werden zu uns

zurück kehren.“

Die Mutter weinte bitterlich an des Vaters Brust und sendete einen schützenden Segen in die Welt.

Der Vater, die Mutter und die Zwillinge bezogen wieder das Dienstbotenhaus und die Herrschaften kümmerten sich um ihre Angelegenheiten. Sie schrieben ihre Verwandten an, kontaktierten wichtige Banken und begannen damit, eine neue Küchenmagd zu suchen.

„Mir ist es unangenehm, dass ihr nun wieder in dem Dienstbotenhaus wohnt“, sagte Elisabeth zu ihrer Freundin.

„Es fühlt sich nicht gut an, dass du und Robert noch für uns arbeitet. Du bist meine beste Freundin, Marga und Oskar liebt Robert wie seinen eigenen Bruder.“

Doch Marga umarmte ihre Freundin und flüsterte

ihr ins Ohr:

„Denk einfach nicht darüber nach, Elisabeth. Ihr habt schon soviel für uns getan. Ohne euch wäre ich jetzt nicht mehr am leben und mir wäre es gleichsam unangenehm, wenn ich nicht mehr für euch arbeiten könnte. Es ist mir eine Ehre. Lassen wir alles so, wie es ist.“

Damit kehrte der Alltag in das Leben auf dem Gut ein und es schien so, als ob sich nichts verändert hätte, doch aus den Herzen schickte die Sehnsucht einen Gesang in die Welt, um die Familie wieder zu vereinen.

## Kapitel 15 - Maria

Maria hasste sich selbst für ihr Verhalten, aber es schien ihr die einzige Möglichkeit, diese schweren Zeiten zu überstehen. Sie schmiss sich den Soldaten an den Hals, tanzte für sie und ließ sich aushalten. Tief in ihrem Herzen wusste sie was sie dort tat, verdrängte aber ihre Zweifel und bat den Männern Gefälligkeiten an. So hatte Maria genug Geld und Freunde auf der richtigen Seite. Ihr fehlte es an nichts und es kam nicht selten vor, dass sie in die Häuser der Ranghöheren eingeladen wurde, um ihnen den Abend zu versüßen. In dieser Zeit war Maria sehr oft betrunken und vergaß nach einer Flasche Sekt ihre gute Erziehung. Danach betete sie oft stundenlang alleine, jenachdem an welchem Ort sie aufwachte.



„Bitte, guter Gott. Verzeih mir meine Sünden. Ich weiß, dass ich Unrechtes tue, aber ich kann mir nicht anders helfen und habe Angst. Bitte beende diesen Krieg.“

Doch Gott unternahm nichts und je länger der Krieg andauerte, desto widerlicher wurden die Männer. Wenn sie die Wünsche der Herren nicht zu deren Zufriedenheit erfüllte, wurde sie grün und blau geschlagen, mit Alkohol abgefüllt und willenlos gemacht. Sie tat Dinge, von deren Existenz sie nichts wissen wollte. Irgendwann begann Maria damit, sich nach jedem Mann mit einem Messer in die Oberschenkel zu ritzen, bis es blutete. Manchmal schnitt sie sehr tief, damit sie überhaupt noch etwas spürte. Als sie mit dem Beten aufhörte, schlug sich Maria wenn sie alleine war, mit der eigenen Hand ins Gesicht, riss sich die Haare

büschelweise aus und weinte danach bitterlich in ihr Kissen. Sie konnte ihr eigenes Spiegelbild nicht mehr ertragen und entschied sich dazu, ihre Herkunft und ihre Erinnerungen solange in einer schweren Truhe in ihrem Herzen zu verstecken und zu verschließen, bis der Krieg vorbei war. Die Männer konnten sie so nennen, wie sie es gerne hatten, doch ihren richtigen Namen verschwieg sie. Es kam vor, dass sie zwei oder drei Wochen bei einem höheren Offizier wohnen durfte und Dienst- oder Freudenmädchen für ihn spielte. Sie schlief in guten Betten und hatte genug zu essen und zu trinken, doch Marias Herz war erfüllt von einer Bitterkeit, die selbst die Räume kalt werden ließ, in denen sie sich befand. Irgendwann konnte Maria ohne Alkohol nicht mehr das Bett verlassen und trank schon vor dem Aufstehen. Ihre einst so

unschuldige, reine Haut war mit dunklen Schatten übersät und ihre Haare waren so dünn wie Spinnweben. Wenn Maria sang, dann waren es traurige Lieder, voller Schmerz und Sehnsucht. Die Männer schlugen dann noch heftiger zu, als wollten sie ihr den Teufel austreiben.

Es war an einem bitterkalten Tag und als der Offizier, Maria aus der Haustür auf die Straße schmiss, war sie so betrunken, dass sie kaum noch gehen konnte. Sie hatte sich auf ihr schönes Kleid übergeben, dass der Offizier für sie besorgt hatte. Nachdem er Maria grün und blau geschlagen hatte, schmiss er sie angewidert raus. Maria fühlte nichts. Nicht einmal die Kälte, die langsam ihren Körper umgarnte.

Sie schleppte sich noch in die erste Seitengasse die sie finden konnte und war bereit, ihren Körper nun

zu verlassen.

„Die Kälte wird mir einen angenehmen Tod bereiten“, dachte sie noch, bevor sie das Bewusstsein verlor.

## Kapitel 16 - Zirkus

Die Vorstellungen waren immer etwas besonderes. In jeder Stadt wurden sie schon erwartet, denn ihr Ruf eilte dem fahrenden Volk voraus. Die Menschen konnten sich nicht erklären, warum sie sich nach dem Schauspiel so gut fühlten und wieder Hoffnung in ihren Herzen spürten, doch die Schausteller wussten um das Geheimnis, welches das rote Akkordeon umgab. Wenn Johannes spielte, vereinten sich alle Kräfte der Erde und des Himmels, um den Menschen die Liebe in ihre geschundenen Herzen zu zaubern. Doch so sehr sich die Welt über dieses Geschenk freute, so tief schwarz wurde Johannes Herz.

„Was ist mit dir mein Junge. Du siehst blass und traurig aus“, hatte die Frau mit den pechschwarzen

Haaren ihn oft gefragt, doch Johannes erzählte ihr nicht die Wahrheit.

Die Menschen wurden glücklicher wenn Johannes das Akkordeon spielte, doch er selbst sog all die negativen Gefühle, wie ein Magnet in sich hinein. Während er spielte, konnte er die Schicksale der vielen Menschen vor seinem geistigen Auge sehen und ihre tiefsten Ängste und Nöte fühlen. Es traf ihn immer, wie eine Lawine aus schwarzer Schlacke, die ihn oft mitzureißen drohte. Johannes wusste nicht, wie lange er das noch durchstehen konnte.

„Bitte lass uns zurück, zu unserem Gut gehen. Vielleicht sind die anderen schon wieder dort eingetroffen“, bettelte Irena jeden Tag an ihrem Bruder, doch Johannes musste spielen. Irgendetwas hatte von ihm Besitz ergriffen und lenkte nun sein

Schaffen. Wie besessen war er davon, den Menschen Glück zu bringen.

Und so zogen sie weiter, von Stadt zu Stadt und erhellten die Herzen der Welt.

„Nur bis zum Winter“, sagte Johannes sich immer, wenn er nachts wach lag und seine Schmerzen ihn nicht schlafen ließen.

An einem Tag im Herbst, die Bäume hatten schon ihre Blätter verloren, geschah es dann.

Das Publikum jubelte den Feuerschluckern und den Messerwerfern zu. Irena tanzte an diesem Tag über das Seil, wie noch niemals zuvor und die Menschen johlten ihr zu und spendeten einen ohrenbetäubenden Applaus. Johannes war am Ende seiner Kräfte. Er konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten, war abgemagert und in seinem Kopf tanzten die Teufel.

Wie so oft zuvor verstummte die Menschenmenge, als er den ersten Ton auf seinem Akkordeon spielte. Johannes biss die Zähne zusammen, da er die Sturmflut der Gefühle erwartete. Doch zu seiner Überraschung geschah etwas völlig anderes. Liebe durchflutete seinen zerfressenen Körper und sein Herz wurde warm und begann heftig zu schlagen. Die schwarzen Stellen in seiner kleinen Seele, wurden von einem Glück ausgefüllt, dass er noch niemals zuvor gefühlt hatte. Und als er seine Augen über die Menge schweifen ließ, wusste er warum.

Vater, Mutter, Michael, Joseph und die Herrschaften, kamen hinter der Menschenmenge angerannt und jubelten ihm zu.

Johannes schrie:

„Vater! Mutter!“

Und die Familie schrie:



„Johannes! Irena!“

Dann wurde alles still um ihn.

Nichts, außer das Gefühl der unendlichen Geborgenheit, drang mehr in sein Bewusstsein.

## Kapitel 17 - Wieder vereint

„Ich kann nicht sagen, was dem Jungen fehlt. Mit seinem Körper ist alles in Ordnung. Lassen wir ihn noch etwas ruhen und unternehmen nichts. Ich gebe ihm etwas zur Stärkung. Sonst kann ich nichts für ihn tun“, sagte der Arzt und blickte in besorgte Gesichter.

„Was hat der Junge nur?“, fragte die Mutter und der Vater sagte:

„Das weiß nur Gott. Lasst uns für ihn beten.“

Während die Familie um Johannes Bett stand, erzählten ihm die Engel und die Teufel seine Geschichte aus ihrer Sicht. Sie erklärten ihm, warum sie ihn ausgewählt hatten und warum es das rote Akkordeon gab. Johannes Seele schwelgte im endlosen Glück und bedankte sich bei den

himmlischen Wesen.

Bernd und Maria waren an seiner Seite und sie hielten einander die Hand.

„Du kannst noch nicht mit uns gehen“, sagte Maria.

„Bestell der Familie schöne Grüße und sag ihnen, dass wir uns wiedersehen werden.“

„Sie sollen nicht so traurig sein, denn wie du jetzt weißt, ist es nicht das Ende, wenn man den Körper verlässt. Trage diese Botschaft in deinem Herzen und erzähle sie jedem Menschen, der sie hören möchte“, sagte Bernd und drückte seinen Bruder herzlich.

„Das werde ich“, sagte Johannes und sie hielten sich noch eine lange Zeit im Arm, bis die Engel und die Teufel sagten:

„Es ist Zeit, Johannes. Lass uns wieder zurückkehren. Du hast noch viel Gutes auf der Erde

zu tun. Sie braucht dich und dein Akkordeon. Spiele für die Menschen und nimm ihnen das Leid, dass sie in sich tragen.“

Und sie trugen Johannes wieder in seinen irdischen Körper und sagten ihm Lebewohl.

„Lebt auch ihr wohl, meine himmlischen Begleiter. Ich werde euch nicht enttäuschen“, sagte Johannes und schlug die Augen auf.



Weitere Bücher und Musik von  
Dennis T. Kessler unter -

<http://www.panhilla.de>

Kontakt:

Panhilla Records

Humboldtstr. 15

56191 Weitersburg

Tel: 02622 / 922 576

[info@panhilla.de](mailto:info@panhilla.de)



